schäftigt waren, ein gestrandetes Schiff in Stücke zu zerlegen; hinter ihnen erhoben sich die wenigen Hütten eines Fischerdörfchens.

Ich erhob meine Stimme, ich schrie um Hilfe, ich winkte ihnen mit der einen Hand zu.

Die Arbeiter gewahrten mich, stießen ein kleines Boot ins Wasser, ruderten auf mich zu und endlich mir nach, denn mein Balken schoß jetzt rascher dahin.

Endlich holte man mich ein und zog mich ins Boot.

Trotzdem ich darüber hätte erfreut sein sollen, behielt die Furcht dennoch die Oberhand; ich hatte mir zwar schon eine Geschichte ausgesonnen, wozu es mir ja nicht an Zeit gefehlt hatte; allein, würde man mir auch glauben?

Der Zufall stand mir bei; Keiner der Männer sprach lateinisch.

Man führte mich zum Pfarrer.

Ich erkannte sofort, daß hier meine Erzählung der Stanislaus'schen Entführung am richtigen Platze sein würde; der Pfarrer war nämlich ein katholischer Priester, und als solcher konnte er eine That zum Ruhme seiner Religion nur billigen.

Dies Mal hatte ich mich wirklich nicht geirrt; der Pfarrer nahm mich wie einen Märtyrer auf, pflegte mich, behielt mich über vierzehn Tage bei sich, benutzte einen Wagen, der Waaren nach Riga bringen sollte, empfahl mich dem Fuhrmanne aufs Dringendste und expedirte mich mit den Waaren.

Nach achttägiger Fahrt war ich in Riga.

Die Waaren waren an einen englischen Negocianten

gerichtet, bei dem ich mich mit der Meldung der glücklichen Ankunft seiner Waaren, die ziemlich werthvoll und zum größten Theil in Karavanenthee bestanden, und zwar in seiner eigenen Sprache einführte.

Bei diesem, der Protestant war, konnten meine ultra-katholischen Heldenthaten und Leiden freilich nicht als Empfehlung gelten; ich gab mich also ganz glatt und einfach für einen armen Sprachlehrer aus, der sich übler Behandlung dieser nordischen Barbaren durch die Flucht entzogen hatte, und nun nach seinem schönen England zu gelangen wünschte. Ein englisches Schiff lag zur Abfahrt bereit im Hafen; der Kaufmann war stark bei dessen Fracht betheiligt und er empfahl mich dem Kapitain. Drei Tage darauf schwamm ich auf den Wellen des baltischen Meeres, und noch acht Tage später ließen wir im Hafen von Folkestone die Anker fallen.

Mein wackerer Rigaer Kaufmann hatte mir Empfehlungen nach Edinburg mitgegeben; ich langte in der Hauptstadt Schottlands an und ward Professor der französischen Sprache.

Und so hatte ich mit allen meinen Abenteuern und Fährlichkeiten das Jahr 1772 und mein achtundzwanzigstes Lebensjahr erreicht. Es war dies dasselbe Jahr, in welchem die Veröffentlichung von „**Junius' Briefen**" schloß. Sie hatten ganz England in lebhafte Bewegung versetzt. Ich habe die fürchterliche Emeute gesehen, die wegen Wilkes stattfand, der sich vom Pamphletschreiber mit einem Sprunge zum Sherif und Lord-Major von London emporgeschwungen hatte. Ich nahm also auch die Feder zur Hand und gab die

„Sklavenketten“ in englischer Sprache heraus. Ein Jahr darauf erschien ein posthumes Buch von Helvetius; ich antwortete darauf durch mein Buch: **„Vom Menschen,“** das in Amsterdam erschien.“

„Stellen Sie in diesem Buche nicht ein ganz neues psychologisches System auf?“ frug Danton.

„Allerdings; aber zugleich greife ich darin auch jenen Ideologen an, den man Descartes nennt, wie ich später Newton angreife und niederwerfe. Inzwischen verschaffte mir alles das kaum den nothdürftigsten Lebensunterhalt. Von Zeit zu Zeit erhielt ich von irgend einem reichen Engländer, oder irgend einem Prinzen, der zufällig meine philosophischen Ansichten theilte, eine goldene Dose, die ich sogleich versilberte; war die Dose aber aufgezehrt, mußte ich von Neuem am Bettelbrode kauen.

Ich entschloß mich, nach Frankreich zurückzukehren; mein Titel als spiritualistischer Doktor bahnte mir einen Weg an den Hof. Ein Buch über galante Krankheiten, das ich herausgab, war meine Empfehlung bei dem Herrn Grafen von Artois, der mich als Stallarzt in sein Haus aufnahm.

Jetzt bin ich zweiundvierzig Jahre alt, von Arbeit, Schmerzen, Leidenschaften und Nachtwachen aufgerieben, ein Greis von Körper, jung an Rache und Hoffnung, ein Arzt für Roßärzte, übrigens aber ohne alle Praxis. Aber es wird noch ein Tag kommen, wo Frankreich krank genug sein wird, um sich an mich zu wenden, und dann — —. Sein Sie unbesorgt; ich werde ihm ein Purgirmittelchen eingeben, das ihm Alles, was es an

Königen, Prinzen und Aristokraten im Leibe hat, austreiben soll! —

Und nun, mein schöner, starker Mann, da haben Sie mich, wie ich bin, das heißt, physisch verkrüppelt, aber moralisch gepanzert gegen Alles, was nur nach Empfindsamkeit riecht. Schön und jung war ich ausgezogen, alt und häßlich bin ich zurückgekommen; ich war nachsichtsvoll gegen alle Menschen, jetzt bin ich unbarmherzig; ich war Philosoph und Monarchist, jetzt bin ich Spiritualist und Democrat!"

„Aber wie wollen Sie Ihren Spiritualismus mit der Verleugnung Gottes vereinbaren?"

„Ich leugne Gott keineswegs als großes All, als intelligente Universalität, die alle Materie beseelt; aber ich leugne das Dasein Gottes als das eines himmlischen Individuums, das sich um die irdischen Ameisen, diese menschlichen Käsemilben kümmert."

„Das wäre doch schon Etwas," sprach Danton lächelnd. „Und Mademoiselle Obinska, was ist aus ihr geworden?"

„Ich habe nie wieder von ihr reden hören und ebensowenig nach ihr gefragt. —— Und nun, Danton, findest Du es seltsam, daß ich behaupte, Gedächtniß zu haben? Findest Du es seltsam, wenn ich behaupte, daß die Einbildungskraft des Schriftstellers häufig nichts Anderes als ein lebhaftes Erinnerungsvermögen ist? Findest Du es endlich seltsam, wenn ich diese Einbildungskraft und dies Erinnerungsvermögen zu einem einzigen befruchtenden Principe vereinige und einen polnischen Roman schreibe, schöne Redensarten drechsle, zu Ruhm und Ehre des jungen Potocki?"

„Wahrhaftig, nein!“ rief Danton; „Nichts wird mich fortan mehr von Ihnen in Erstaunen setzen, mögen Sie Politik, Physik, Spiritualismus treiben, oder Romane schreiben; aber ich werde mich jedes Mal verwundern, wenn ich Sie ein so schlechtes Frühstück werde geben sehen, wenn ich Sie so familiär mit Ihrer Köchin sehen werde, die Sie, wie ich gehört zu haben glaube, Albertine nenne; und ganz besonders werde ich mich jedes Mal verwundern, wenn ich Sie mit so schmutzigen Händen sehen werde.“

„Und warum das?“ frug Marat naiv.

„Warum? warum? — Nun, zum Teufel, weil ein Mann, der die Ehre gehabt hat, die unvergleichliche Cecile Obinska, Tochter des Fürsten Obinski so verliebt einzuschläfern, sich selbst sein ganzes Leben lang ehren soll, wie der Priester den Altar ehrt, auf welchem er den Weihrauch seiner Opferungen verbrannt hat!“

„Alles das ist sehr kindisch,“ sprach Marat, verächtlich die Achseln zuckend.

„Sei es, aber es ist wenigstens reinlich, mein Lieber, und Reinlichkeit ist eine halbe Tugend, sagen die Italiener, obgleich sie selbst diese Tugend daheim nicht eben sehr üben sollen; da ich nun aber noch keine ganze Tugend an Ihnen kenne, so könnten Sie immerhin anfangen, sich diese halbe anzueignen.“

„Mein werther Herr Danton,“ entgegnete Marat ruhig, die Brodkrümchen und Milchflecken von seinem alten, schmierigen Schlafrocke wischend, „wer das Volk durchkneten will, darf nicht mit zu weißen Händen an die Arbeit gehen.“

„Ach was da! Weiß oder nicht weiß!“ schrie

Danton, „wenn sie nur fest sind. Da, sehen Sie meine an!“

Und dabei hielt er seine beiden weißen, fleischigen, colossalen Fäuste, die das gemeine Volk in seiner oft so treffenden Sprachweise Schöpsschultern zu nennen pflegte, Marat dicht unter die Nase.

So geringschätzig Marat auch sonst alle persönlichen Vorzüge zu betrachten pflegte, konnte er sich dies Mal doch des Staunens nicht erwehren.

„Laß' uns gerade heraus mit der Sprache gehen, Marat,“ fuhr Danton fort; „Du hast mich interessirt, Du bist ein Gelehrter, ein Beobachter. Ich nehme Dich also, wenn Du willst, wie einen Bären in Beschlag, den man an den Eingang einer Thierbude stellt, um die Schaulustigen anzulocken; Dein Aeußeres wird die Aufmerksamkeit der Menge vorbereiten; an großen Festtagen wirst Du dem Publikum von Obinski und Obinska vorerzählen. Wir werden dem Piqueur, dem Kerkermeister einen Tempel errichten. — Vor allen Dingen aber mußt Du diese Spelunke aufgeben, in der Du jetzt hausest; es ist Deiner nicht würdig, und das Schild eine schlechte Empfehlung. Ein Democrat, wie Sie, und in den prachtvollen Ställen des Grafen von Artois, wenn gleich im schlechtesten Winkel derselben! Ein Fabricius auf der Gehaltsliste der Domestiken! Ein Arzt, der Frankreich kuriren will, und einstweilen Pferdeärzte kurirt! Das ist compromittirend!“

„Sie haben gut Rath ertheilen, Sie!“ sprach Marat trocken; „Sie beneiden mir mein bescheidenes Plätzchen in der Sonne; Sie beneiden mir meinen miserablen Kaffee des Morgens, und mästen sich mit Diners zu

fünfzig Louisd'ors! Mit dem, was Sie gestern in einer Stunde verschlampampt haben, ernähre ich mich ein ganzes Jahr!"

„Halt, halt, Meister Diogenes! Mir scheint, Sie sind undankbar."

„Undankbarkeit ist nichts Anderes, wie Unabhängigkeit des Herzens."

„Sei es; aber hier handelt es sich gar nicht vom Herzen."

„Wovon denn?"

„Vom Magen, alle Tausend! Das Diner war vortrefflich, warum also darüber schimpfen? — Sollte es schon völlig verdaut sein?"

„Ja, ich schimpfe darüber, weil es, so gut es auch war, allerdings schon völlig verdaut ist, wie Sie sagen, und mir für heute wieder Appetit hinterlassen hat; weil es von dem Golde eines Prinzen bestritten worden ist, wie meine drei Hundert fünfundsechszig elende Mahlzeiten von den Hellern eines Prinzen bestritten werden. Gold oder Kupfer, Fasanen oder schlechte Suppe, gleichviel, es bleibt immer Verderbtheit, wie mir scheint!"

„Ei, ei! Aristides vergißt, daß die fünfzig Louis' vom Abbé Roy als der Preis einer Consultation für die Herren Prinzen ausgezahlt worden sind."

„Und meine zwölf Hundert Livres, sind die etwa nicht auch eine Bezahlung für Consultationen? — Nur mit dem Unterschiede, daß Ihre Consultationen dem Prinzen zu Gute gehen, und die meinigen den Pferden. Bilden Sie sich denn etwa ein, daß Ihr Verdienst im Verhältniß zu dem meinigen, wie das Verhältniß einer Stunde zu drei Hundert fünfundsechszig Tagen steht?"

Und dabei schwoll der Zwerg vor Zorn und Neid; die Galle leuchtete ihm aus den Augen.

„Stille, stille, nur ruhig!“ sagte Danton; „Du hast mir gestanden, daß Du unerbittlich seist, gieb Dir also nicht noch die besondere Mühe, es mir zu beweisen. Laß' uns Frieden machen, mein lieber Potocki. Vor allen Dingen bleibe ich dabei, ich dulde es nicht, daß Du länger hier wohnen bleibst; Du spielst hier eine Deiner unwürdige Rolle, Freund Marat. — O! werde meinethalben wieder böse, wenn es Dir Spaß macht; aber zuvor höre mich. Ein Mann, wie Du, soll und darf nicht mehr das Brod der Tyrannen essen, nachdem er von ihnen alle die schönen Sachen gesagt, die ich gestern von Dir im Club gehört habe. Laß uns einmal überlegen: Angenommen, dieser junge Mann, Dein Herr — schon gut, schon gut! ein Marat hat keinen Herrn; meinetwegen also Gönner; streiten wir uns nicht um Worte; — angenommen also, dieser Graf von Artois läse Deine gestrige Rede über die Menschenrechte, er ließe Dich kommen, und spräche zu Dir: Herr Marat, was haben Ihnen meine Pferde denn zu Leide gethan, daß Sie mich so schlecht behandeln? — Was würdest Du antworten?“

„Ich würde ihm sagen —“

„Du würdest ihm irgend eine Dummheit antworten, denn ich streite es Dir glattweg ab, auf eine solche Frage etwas Geistreiches antworten zu können; irgend eine Dummheit, die Dein Unrecht noch vergrößern und Deine Carriere zerstören würde, da es ganz unmöglich ist, anders als durch eine Dummheit zu antworten, wenn ein Mann von Verstand Etwas sagt, worin er

Recht hat. Du siehst also, mein Lieber, daß Du, um Deine schöne Rolle fortspielen, um Dich Fabricius Marat nennen zu können, ohne Deinem Namenspatron einen Schimpf anzuthun, durchaus den königlichen Fleischkessel umwerfen, den vergoldeten Hallen Valet sagen mußt, auf daß man Dich als einen patriotischen Hungerleider ausrufe; ohne dies bist Du kein Democrat, und ich glaube weder an Deinen Obinski, noch an Deine Obinska; richte Dich darnach."

Und Danton bekräftigte den Scherz mit einem schallenden Gelächter und einem freundschaftlichen Klapps, unter dessen Wucht Marat in sich zusammenbrach.

„Es liegt etwas Wahres in Dem, was Du da sagst," brummte Marat, sich die Achsel reibend; „ja, ja, man ist sich dem Vaterlande schuldig. Nun aber mußt Du auch meine Meinung über Dich mit anhören, Danton; mir imponirst Du nicht durch Dich selbst; ich nehme Deine Moral, aber ich verwerfe Dein Beispiel. Du bist Einer von Jenen, welche Jesus **übertünchte Gräber** nannte, und von denen Juvenal schreibt: Qui Curios simulantes et bachanalia vivunt;*) Du bist nur ein falscher Curius, ein mit Trüffeln gefüllter Patriot!"

„Tausend Element!" rief Danton; „meinst Du denn, Gott habe den Elephanten geschaffen, damit er sich an einem Reiskörnchen sättigen solle? Nein, mein Lieber; der Elephant ist eine jener höheren Organisatio-

---

*) Sie heucheln Curier zu sein und führen ein bachanalisches Leben.

nen, der auf eine einzige Mahlzeit verzehrt, wovon fünfzig gewöhnliche Thiere einen ganzen Tag leben könnten; der zu seinem Nachtisch die Blüthen eines ganzen Orangenhains verschlingt; der, um ein Bündel Klee zu fressen, ein ganzes Feld zertrampelt, von dem Hundert Bündel geerntet werden können. Nun, und schadet das der Achtung des Elephanten nur im Mindesten? Man respectirt den Elephanten und jeder seiner Nachbarn fürchtet sich, daß er ihm auf die Zehen trete. Wenn ich nur ein falscher Curius bin, so muß ich Dir bekennen, daß ich den wirklichen Curius nur für einen unreinlichen Dummkopf halte: er aß Krautstrünke in schlechten Scherben von sabinischen Thon. Meinst Du, er würde sein Vaterland weniger glücklich gemacht haben, wenn er ein schmackhaftes Diner von silbernem Geschirr verspeist hätte? Und dann hast Du mir da so eben eine Absurdität gesagt, Freund Marat; Du sagtest, Dein Verdienst stünde zu dem meinigen nicht im Verhältnisse von Tausend Livres zu acht Millionen."

„Ja, das habe ich gesagt, und ich wiederhole es!"

„Und was beweist das? Das beweist nur, daß auch ein Gelehrter zweimal dieselbe Eselei in Zeit von fünf Minuten sagen kann. Wenn ich nicht Tausend Livres die Stunde werth wäre, so sei versichert, daß der Abbé Roy mich nicht so theuer bezahlt hätte; übrigens, versuche es doch, Dir ebensoviel zahlen zu lassen, versuche es einmal!"

„Ich?" rief Marat wüthend; „aber ich würde ja

vor Scham erröthen müssen, den Aristokraten die Hand zu reichen, und wäre es für vierundzwanzig Tausend Livres täglich!"

„Demnach also siehst Du wohl, daß ich Recht hatte, und Hundert Mal Recht, als ich Dir rieth, nicht für drei Francs sieben Sous täglich im Dienste des Herrn Grafen von Artois zu bleiben; das übertrifft mich doch noch bei Weitem. Also ziehe aus, Freund Marat, ziehe aus! — — —"

Als Danton eben diese letzten Worte sprach, ließ sich ein großer Lärm von der Straße her vernehmen; aus dem Fenster sah man viele Stallleute nach dem großen Thore zu laufen, um Erkundigungen einzuziehen.

Marat ließ sich nicht gern aus seiner Bequemlichkeit aufstören; er schickte also Mademoiselle Albertine fort, um zu hören, was es gebe.

Danton war nicht so stolz, oder nicht so indolent: er war gleich beim ersten Geräusche aufgesprungen, an das Fenster des Corridors gelaufen, öffnete es und horchte mit der Aufmerksamkeit eines Menschen, der die Fähigkeit besitzt, ein flüchtiges Geräusch zu kosten und zu beurtheilen, wie ein geübter Weinhändler den Wein kostet und beurtheilt.

Dieses Geräusch, diese Bewegung, dieses Geschrei war Nichts als die Wirkung, deren Ursache unsere Leser bereits kennen gelernt haben, als sie uns gestern ins Palais-Royal, unter den Krakauer Baum zu begleiten die Güte hatten.

Diese Ursache war die Ungnade des Herrn von

Brienne, und die Zurückberufung des Herrn von Necker.

Diese Nachricht hatte sich in ganz Paris verbreitet und fast die ganze Bevölkerung in Aufruhr und Bewegung versetzt.

IV.

Die Strohpuppe der Place Dauphine.

Marats Köchin kam zurück, um ihrem Herrn zu berichten was sie erfahren hatte.

„Ach!“ rief sie, „wir werden einen schönen Lärm bekommen!“

„Lärm, meine gute Albertine?“ sprach Marat, mit der Zunge über seine gekniffenen Lippen fahrend, wie die Katze, wenn sie ihre Beute verschmausen will; „und wer wird denn Lärm machen?“

„Ach Herr! es sind Arbeiter und junge Schreiber, Studenten — was weiß ich — die schreien: Es lebe Herr Necker!“

„Sie haben auch ein Recht dazu, da Herr Necker Minister geworden ist.“

„Aber sie schreien auch noch andere Dinge.“

„Teufel! und was sind denn das für Dinge?“

„Sie schreien: Es lebe das Parlament!“

„Warum sollen sie nicht schreien, es lebe das Parlament, da das Parlament lebt, trotz alle dem was Ludwig XIV. und Ludwig XV. gethan haben, um es umzubringen?“

„Aber sie schreien noch ganz andere, noch viel schrecklichere Dinge!“

„So laß' hören, Albertine, laß' hören!“

„Sie schreien: Nieder mit dem Hof!“

„Ei, ei!“ sprach Danton lächelnd; „und Sie wissen gewiß, daß sie das geschrien haben?“

„Da ich es selbst gehört habe!“

„Aber das ist ja ein aufrührerisches Geschrei!“

„Es ist allerdings wahr,“ sprach Marat, seinem Gaste mit den Augen zuwinkend, „daß der Hof sich von diesem unglückseligen Minister von Brienne zu manchen Schritten hat verleiten lassen —!“

„Ach Herr! wenn Sie es nur hörten, wie das Arbeitervolk und alle diese jungen Schreiber ihn behandeln, ihn und noch einen Andern.“

„Welchen Anderen?“

„Den Herrn von Lamoignon.“

„Wahrhaftig! Unsern würdigen Großsiegelbewahrer — Nun, und was sagen Sie denn von dem?

„Sie schreien: Ins Feuer mit Brienne! ins Feuer mit Lamoignon!“

Marat und Danton blickten sich bedeutsam an; es fand ein Ideenaustausch zwischen ihnen statt, der leicht in ihren Augen zu lesen war.

Der Eine wollte sagen:

„Sollte dieser Aufruhr nicht ein wenig von Ihrem Club herrühren, mein lieber Herr Marat?“

Und der Andere:

„Sollten Sie in diesem Lärm nicht ein wenig von dem Golde der Herren Prinzen gesäet haben, mein werther Herr Danton?“

Indeß hatte sich der Lärm allmälig entfernt und mehr nach dem Centrum von Paris hingezogen.

Marat wendete sich wieder an seine Köchin:

„Und wo gehen denn die braven Leute hin?“

„Sie ziehen nach dem Place Dauphine.“

„Und was wollen Sie dort?“

„Herrn von Brienne verbrennen.“

„Warum nicht gar! Einen Erzbischof verbrennen!“

„Ach Herr!“ erwiderte Albertine höchst naiv, „es wird wohl nur in Effigie gemeint sein.“

„In Effigie oder in Wirklichkeit,“ sagte Danton, „auf jeden Fall giebt es ein interessantes Schauspiel. Wären Sie nicht ein wenig neugierig es mit anzusehen, Marat?“

„Meiner Treu, nein!“ erwiderte dieser; „da wird es Stöße und Püffe geben; die Polizei ist wüthend und wird derb dreinschlagen.“

Danton betrachtete seine Fäuste mit Wohlgefallen.

„Da sieht man den Unterschied,“ sagte er lächelnd, „ob man ein Marat oder ein Danton ist; ich kann meine Neugierde befriedigen, die Natur erlaubt es mir.“

„Und mir räth die Natur Ruhe an,“ sprach Marat.

„Adieu denn; ich will doch ein wenig nachsehen, was auf dem Place Dauphine vorgeht.“

„Und ich will ein Kapitel meines jungen Potocki

beenden; ich bin eben bei der Beschreibung eines köstlichen, stillen, blüthenduftenden Thales — —"

„Oho! oho!" rief Danton plötzlich erbebend; „klang denn das nicht gar wie ein Pelotonfeuer? Adieu, adieu!"

Der Coloß stürmte aus dem Zimmer.

Marat dagegen setzte sich behaglich an seinem alten Schreibtisch zurecht, schnitt sich eine frische Feder, ein Luxus, den er sich in Augenblicken großen Wohlbehagens gestattete, und fing ruhig an zu schreiben.

— — — — —

Albertine hatte die Wahrheit berichtet, und Danton hatte richtig geurtheilt: es gab einen Aufruhr, und die tumultuirende Menge wälzte sich von verschiedenen Seiten dem Place-Dauphine zu, wo der allgemeine Sammelpunkt zu sein schien. Der Menschenhaufe schwoll immer mehr an und schrie aus voller Kehle:

„Es lebe das Parlament! es lebe Necker! — Nieder mit Brienne! nieder mit Lamoignon!"

Da es sich bereits stark zum Abend neigte, so strömten von allen Seiten die aus ihren Werkstätten heimkehrenden Arbeiter, die Schreiber aus ihren Schreib- und Gerichtsstuben, die Bürger aus ihren Häusern herzu, um sich vor dem Abendessen noch eine kleine Bewegung zu machen, und vermehrten so die Volkshaufen und das Geschrei.

Zunächst erhob sich nun ein ungeheures Getöse von Casserolen und Bratpfannen. Welche Hand diesen Riesen-Charivari, der sich wie eine ungeheure Schlange durch die Straßen von Paris wand, bald sich ausdehnte, bald wieder sich zusammenzog, hervorgebracht —

Niemand hat es je erfahren; so viel nur ist gewiß, daß am 26. August, Abends sechs Uhr, ohne daß Jemand vorher Etwas wußte, alle Welt bereit war loszubrechen.

Das Centrum dieser Bewegung und dieses Lärmens war der Place-Dauphine, und die nächstgelegenen Straßen und Quais, ganz besonders der Pont-Neuf, waren mit Charivaristen und mit Neugierigen, die gekommen waren, um den Charivari mit anzusehen, bedeckt, und hoch über diese ganze Volksmasse ragte die eherne Reiterstatue Heinrichs IV.

Eine merkwürdige Erscheinung bei der Bevölkerung von Paris ist diese Zuneigung, die sie unter allen Wechselfällen diesem Nachfolger des letzten Valois bewahrt hat. Ist es sein Verstand und Geist, dem Heinrich IV. diese durch so viele Generationen fortdauernde Volksbeliebtheit verdankt? Ist es seine etwas problematische Herzensgüte? Ist es sein berühmtes Wort vom **Huhn im Topfe?** — seine Liebschaft mit der schönen Gabriele? sein Zwist mit Aubigné? ist es eines oder das andere dieser Dinge, oder alle zusammen? Wir können es nicht sagen. Alles, was wir sagen können ist, daß diesmal wie allemal Heinrich IV. die Aufmerksamkeit Derer, die ihn umgaben, auf sich zog und diese — wahrscheinlich zunächst zu ihrer eigenen Sicherheit — erklärten, daß Niemand zu Wagen über die Brücke dürfe und die Fahrenden aussteigen, zu Fuß über die Brücke gehen, und dabei der Statue Heinrichs IV. eine Reverenz machen sollten.

Nun aber fügte es der Zufall, daß der dritte vorüberkommende Wagen der des Herzogs von Orleans war.

Wir haben uns bereits zu Anfang dieses Werks angelegentlich mit dem Herrn Herzog von Orleans beschäftigt, haben bereits erzählt, wie er sich durch seine affektirte Anglomanie, seine seltsamen Wetten, seine öffentlichen Ausschweifungen, und besonders durch seine schamlosen Speculationen um den größten Theil seiner Volksbeliebtheit gebracht hatte, die ihm später erst Mirabeau wieder verschaffen sollte.

Kaum hatte daher die Menge den Prinzen erkannt, als sie mit nicht mehr Rücksichten wie für einen gewöhnlichen Privatmann, vielleicht aber mit um so größerer Ostentation, die Pferde bei den Zügeln erfaßte, auf die Brücke führte, der Statue gegenüber anhielt, den Kutschenschlag aufriß, und in einem Tone, der keinen Widerspruch verstattet, weil es nicht die Stimme eines Menschen, nicht von zehn Menschen, sondern die Stimme des Volkes ist, den Prinzen aufforderte seinen Ahnherrn zu begrüßen.

Der Prinz stieg lächelnd aus und, höflich wie immer, fing er damit an, die Menge freundlichst zu begrüßen.

„Machen Sie Heinrich IV. die Reverenz! Begrüßen Sie Heinrich IV.!" schrie es von allen Seiten.

„Meinen Ahnherrn begrüßen? Den Vater des Volks?" sprach der Herzog; „sehr gern, meine Herren. Für Sie Alle ist er nur ein guter König; mir aber, meine Herren, ist er ein berühmter Vorfahr!"

Und mit größter Zierlichkeit verneigte er sich vor der Reiterstatue.

Bei diesen Worten, dem huldvollen Lächeln des Herzogs, der ehrerbietigen Reverenz, erhob sich ein don=

nernder Applaus, der weit an beiden Ufern der Seine hinschallte.

Mitten unter den tausendstimmigen Bravos, die seinem Ohre so wohl thaten, hatte er seinen Fuß auf den Kutschentritt gesetzt und war im Begriff wieder einzusteigen, als eine Art von Riese, schlechtgekleidet, ungekämmt, unbarbiert, ein Schmied, der eine eiserne Stange in der nervigen Faust hielt und die Menge um eine ganze Kopflänge überragte, sich dem Herzog näherte und seine freie Hand auf dessen Schulter legte.

„Grüße ihn nicht eifrig, Deinen Ahnherrn," sprach er, „sondern versuche lieber ihm ein wenig ähnlicher zu werden."

„Mein Herr," erwiderte der Prinz, „ich gebe mir die möglichste Mühe; aber ich bin nicht König von Frankreich, wie es Heinrich IV. war, und wie es Ludwig XVI. ist; ich kann also Nichts für das Volk thun, als mein Vermögen mit ihm theilen; das thue ich in schlechten Jahren, und das bin ich eben noch im Begriff zu thun."

Nachdem der Prinz diese Worte mit einer Art würdevoller Hoheit gesprochen, wollte er wieder einsteigen; allein der Schmied schien nicht Lust zu haben, ihn so leichten Kaufs loszulassen.

„Es ist nicht genug, Deinen Anherrn zu grüßen," fuhr dieser fort, „Du mußt auch das Lied singen: Heinrich IV. soll leben!"

„Ja, ja," schrie die Menge, „ja, singen! singen! Heinrich IV. soll leben!"

Und ein ungeheurer Chorus von zehntausend Stimmen stieg zum Himmel empor.

Der Prinz bequemte sich mit guter Manier auch seine Stimme in den Chor zu mischen, und nachdem der Vers zu Ende gesungen war, erlaubte man ihm wieder einzusteigen.

Er setzte sich, rechts und links noch mit der Hand grüßend, in den Wagen, der Piqueur machte den Kutschenschlag zu, und unter dem enthusiastischen Bravogebrülle der Menge rollte der Wagen davon.

Kaum war die prinzliche Equipage verschwunden, als sich ein neuer Tumult bei der Ankunft eines anderen Wagens erhob, in welchem ein sehr bleicher und besorgter Geistlicher saß.

Tausend drohende Arme erhoben sich gegen den Wagen.

„Das ist der Abbé Vermont!“ rief eine Stentorstimme.

„Der Abbé Vermont! der Abbé Vermont!“ wiederholten die Tausende.

„Ja, ja, der Abbé Vermont!“ brüllte der Schmied über die ganze Masse weg; „ins Feuer mit dem Abbé Vermont! ins Feuer mit dem schlimmen Rathgeber der Königin!“

Und Alle wiederholten mit einer Einstimmigkeit, die keineswegs tröstlich für den armen Geistlichen war:

„Ja, ja! ins Feuer mit dem Abbé Vermont!“

Ehe wir den weitern Verlauf dieses Tumults schildern, wird es nöthig sein, erst einige Worte über den hier genannten Abbé vorauszuschicken, der trotz seines Abbétitels nicht eben im sonderlichen Geruche der Heiligkeit beim Volke stand.

Er war der Sohn eines Dorfwundarztes, Doktor

der Sorbonne, Bibliothekar des Collegiums Mazarin und im Jahre 1769 auf den Vorschlag desselben Herrn von Brienne, dessen Hinrichtung in Effigie eben vorgenommen werden sollte, zum Nachfolger der beiden Schauspieler, die man der zukünftigen Königin Marie-Antoinette zu Vorlesern gegeben hatte, und zu ihrem französischen Sprachmeister ernannt worden. Der Abbé Vermont ward also von Herrn von Choiseul, dem Manne nach dem Herzen Maria Theresias, nach Wien geschickt, mit der besonderen Empfehlung als ein Mann, in welchen die Kaiserin ihr volles Vertrauen setzen könne.

Dieses Vertrauen ward in der That auch nicht getäuscht. Der neue Professor der künftigen Dauphine hatte sich mit Leib und Seele der österreichischen Partei ergeben, die zu der Zeit einen siegreichen Kampf mit der französischen Partei führte. Er war einer der thätigsten Rathgeber des kleinen Hofstaates geworden, der Marie-Antoinette nach Frankreich begleitete, und von diesem Augenblicke an hatte man alle Unbesonnenheiten welche die Dauphine, und später die Königin beging, — und die unglückliche Frau hatte es, wie man weiß, nicht daran fehlen lassen! — dem Einflusse des Abbé Vermont zugeschrieben. In der That hatte er, kaum nach Frankreich zurückgekehrt, unter dem Vorwande, daß seine Eigenschaft als Vorleser ihm auch die Anwartschaft auf die Professur der Geschichte gebe, den berühmten Historiographen Moreau, der seine Gelehrsamkeit zum Bibliothekar der Frau Dauphine erhoben, bei Seite zu schaffen gewußt.

Vom Abbé Vermont angeregt, hatte die Dauphine ihre erste Ehrendame, die Herzogin von Noailles, lä-

cherlich gemacht, und der dieser seitdem verbliebene Spitzname: **Madame Etiquette,** sollte, wie man behauptete, nicht von der Königin, sondern vom Abbé Vermont herrühren. Nebstdem hatte die Dauphine gleich bei ihrer Ankunft am Hofe viele Zärtlichkeit für Mesdames, die Töchter Ludwigs XV. an den Tag gelegt. Unter diesen war es besonders Madame Victoire, welche dieses Entgegenkommen ihrer Nichte durch große Sympathien erwiederte. Der Abbé Vermont aber, der seinen Credit dadurch für bedroht hielt, ließ nicht eher Ruhe, bis es ihm gelungen war die Frau Dauphine mit ihren drei Tanten zu entzweien. Derselbe Abbé Vermont war es ferner, der, und immer aus demselben Beweggrunde, die Königin nach und nach mit allen mächtigen Familien des Landes entzweit hatte, namentlich mit der Familie Rohan, von der ein Mitglied ihr später in der berühmten Halsbandgeschichte so gefährlich ward. Dieses Zerwürfniß war vorzüglich durch die Geringschätzung hervorgerufen worden, mit der sich die Königin über die Bildung der Madame Clotilde, ältesten Schwester Ludwigs XV. geäußert, die von Frau von Marsan erzogen worden war.

Der Abbé war es, der, statt seine Schülerin zu ernster Lectüre und historischen Studien anzuhalten, sie ohne jemals eine Einrede zu erheben jedes Buch, das ihr in die Hände fiel, hatte lesen, an allen leichtsinnigen, von den Hofschranzen erfundenen Spielen hatte theilnehmen lassen.

Er war es, der die Königin gewordene Dauphine zur Opposition gegen den König antrieb, indem er ihr die österreichische Politik der Frau von Pompadour ein=

impfte und die Zurückberufung des Herrn von Choiseul vorschlug.

Er war es, der die Königin bei Gelegenheit der Anwesenheit des Herzogs Maximilian in Paris veranlaßt hatte, von ihrem Bruder zu verlangen, daß er den Vortritt vor den königlichen Prinzen von Geblüt nehme, obgleich der Erzherzog incognito reiste.

Eifersüchtig auf jede neben ihm auftauchende Gunst, hatte er den Credit der Madame Jules de Polignac zu untergraben versucht und dieselbe Comödie, wie weiland Cardinal Fleury mit König Ludwig XV., gespielt, das heißt, sich scheinbar einige Wochen vom Hofe zurückgezogen; als er aber sah, daß man ihn nicht zurückrief, hatte er sich beeilt von selbst wiederzukommen, und von diesem Augenblicke an war er der ergebenste Freund Derjenigen geworden, die er nicht hatte stürzen können.

Endlich — versicherte man — sei er es gewesen, der die Ernennung seines ehemaligen Beschützers, des Herrn von Brienne, zum Generalcontroleur der Finanzen durchgesetzt hatte, desselben Mannes, dessen Sturz man so eben durch ein feierliches Auto=da=fé begehen wollte.

Man wird es daher begreiflich finden, daß die Nennung eines so verhaßten Namens in einem so kritischen Augenblicke die ganze Menschenmasse auf dem Pont=Neuf nur um so mehr in Aufregung versetzen mußte.

Der unglückliche Geistliche und zeitweilige Sündenbock des Hofes und des Ministeriums, dem dies Geschrei galt, saß bleich und ängstlich in seinem Wagen, nicht wissend, was diese tausend Stimmen, diese tausend gegen ihn ausgestreckten Arme bedeuten sollten; bei dem

Rufe: „Der Abbé Vermont! der Abbé Vermont!“ sah er sich erstaunt um, als ob der Ruf ihm gar nicht gelte, und als suche er das vom Volke begehrte Individuum; nur zu bald kam ihm jedoch die Ueberzeugung, daß all' der Lärm wirklich ihm gelte, denn im Nu war der Wagen angehalten, der Kutschenschlag auf- und er herausgerissen und trotz aller seiner Protestationen nach der Place-Dauphine geschleppt.

Die ganze Volksmenge drängte ihm nach, um an der Execution theilzunehmen, die man mit ihm anstellen wollte.

Auf dem Platze selbst erhob sich ein Scheiterhaufen von Holzbündeln und Kohlen in beträchtlicher Höhe, den die Obst- und Holzhändler der Umgegend als patriotisches Opfer hatten darbringen müssen — und auch mit Enthusiasmus dargebracht hatten; — oben auf prangte eine Strohpuppe in purpurfarbenem Chorrocke, und auf deren Baret hatte einer der Festordner einen großen Papierbogen geheftet, auf welchem in mächtigen Buchstaben der Name Brienne zu lesen war.

Um dies leblose, den Flammen geweihte Schlachtopfer drängte sich die vor Ungeduld heulende Menge, denn es sollte erst der Einbruch der Nacht abgewartet werden, um die Ceremonie glänzender zu machen und noch eine größere Anzahl Zuschauer herbeizulocken.

Man war also sehr und zwar um so mehr erfreut bei der Ankunft dieses Zuwachses, als sie zugleich eine wesentliche Verschönerung des Festes mitbrachte; ein fanatisches Geschrei begrüßte diesen Abbé Vermont, und man kam auf den glänzenden Einfall, ihn zugleich mit der Strohpuppe zu verbrennen.

Todesangst lag in den Zügen des armen Abbé; an seinen Gesten errieth man zwar, daß er spreche und sich verständlich zu machen suche, allein es war unmöglich, bei dem Höllenlärm auch nur eine Silbe zu verstehen, und da die, die ihn gepackt hatten, selbst von den Dahinterstehenden gedrängt wurden, so kam der unglückliche Leidensträger dem furchtbaren Scheiterhaufen immer näher.

Schon hatte man ihm die Hände gebunden und wollte ihn neben die Strohpuppe hinaufheben.

In diesem Augenblicke bricht sich eine herkulische Gestalt einen Weg durch die Menge, und eine mächtige Stimme ruft:

„Aber, Dummköpfe, die Ihr alle seid! Was macht Ihr denn? Das ist ja gar nicht der Abbé Vermont!“

Ach Herr Danton! zu mir! zu mir!“ ruft der arme Geistliche verzweiflungsvoll.

So groß auch der Lärm war, hatten doch viele der Zunächststehenden Dantons Worte gehört und riefen nun:

„Was? der Mann ist nicht der Abbé Vermont?“

„Nein doch! nein doch!“ schrie der arme Abbé; „ich bin nicht der Abbé Vermont — seit einer Stunde schon strenge ich mich vergebens an es Ihnen zu sagen!“

„Aber wer sind Sie denn da?“

„Alle Tausend! es ist der Abbé Roy!“ schrie Danton; „es ist der brave Abbé Roy, der berühmte Neuigkeitskrämer, der Abbé **Dreißigtausendmann,** wie wir ihn im **Palais-Royal** nannten, wenn er uns unter dem Krakauer Baume Nachrichten aus Polen verkündigte! Den müßt Ihr doch

noch kennen? Den Abbé Roy, den wüthendsten Gegner des Abbé Vermont, Mordelement! den Freund des Volks! — Seht Euch vor, daß Ihr nicht den guten Schächer statt des schlechten verbrennt!"

Und Danton schlug bei diesen letzten Worten ein schallendes Gelächter auf, das am besten geeignet war, die Gemüther umzustimmen.

„Es lebe der Abbé Roy! es lebe der Freund des Volks! der brave Abbé **Dreißigtausendmann**!" schrien erst zehn, dann hundert, dann tausend Stimmen.

„Ja, ja, es lebe der Abbé Roy!" sagte der Schmied; „aber da wir ihn einmal hier haben, so soll er uns wenigstens zu Etwas dienen: er soll auf den Scheiterhaufen steigen, und dem Herrn Brienne die letzte Beichte hören!"

„Und soll sie uns laut wiederholen; das wird lustig werden!" rief ein Anderer.

„Ja, ja, er soll Brienne Beichte hören! er soll sie uns wieder erzählen," riefen Alle wirr durcheinander.

Der Abbé Roy machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle.

„Ruhe!" brüllte Danton mit seiner Donnerstimme, die von Allen gehört ward.

„Ruhe! still!" — rief man ihm nach.

Ein fester Wille wirkt so imponirend auf die Masse, daß nach wenigen Secunden schon die größte Stille rings umher herrschte.

„Meine Herren!" hob der Abbé mit heller, obwohl noch ein wenig zitternder Stimme an; „meine Herren, ich bin sehr gern bereit Ihnen zu gehorchen und dem Delinquenten Beichte zu hören —"

„Ja, ja! Bravo! die Beichte! die Beichte!"

„Aber, meine Herren, ich muß Sie zuvor auf Etwas aufmerksam machen!"

„Worauf?"

„Daß nämlich der Herr Erzbischof von Sens ein arger Sünder ist."

„Ja, ja! das ist schon bekannt!" schrie die Menge lachend.

„Daß er demzufolge sehr viele Sünden begangen hat."

„Ja wohl! das wissen wir!"

„Seine Beichte wird daher eine lange werden, eine sehr lange, eine so lange, daß Sie vielleicht heute gar nicht dazu gelangen, ihn zu verbrennen."

„Schad' nichts! so werden wir es morgen thun!"

„Das wohl; aber inzwischen könnte der Herr Polizeilieutenant, und der Herr Ritter von der Schaarwache —

„Ja freilich, freilich!"

„Es dürfte daher, meiner Ansicht nach, sicherer sein, ihn lieber heute ohne Beichte, als vielleicht gar nicht zu verbrennen."

„Bravo! bravo! er hat Recht! verbrennt Brienne gleich! — Das war ein guter Einfall! — Es lebe der Abbé Roy! es lebe der Abbé **Dreißigtausendmann**! — In's Feuer mit Brienne! in's Feuer!"

Zu gleicher Zeit theilte sich die Menge in zwei Hälften! die eine bildete aus ihren erhobenen Händen eine Art von Triumphpforte, unter welcher der arme Abbé, der beinahe das Bad für seinen Herrn Confrater hatte bezahlen müssen, auf den Flügeln des Siegs, und

besonders der Angst hindurchschlüpfte; — die andere stürzte auf den Scheiterhaufen zu, und eine infernalische Ronde ging beim Klange aller Kessel und Pfannen des Stadtviertels dem großen Auto=da=fé als Ouvertüre voran.

Schlag neun Uhr, die übliche Stunde zum Beginn aller Feuerwerke, wurden plötzlich alle Fenster des Platzes und der angrenzenden Straßen mit Lichtern und Lampen erleuchtet; ein Mann, der sich einen rothen Lappen umgehangen hatte und den Henker vorstellte, näherte sich feierlichen Schrittes und mit einer Fackel in der Hand dem Scheiterhaufen; die untern Schichten fingen an zu knistern und zu prasseln, und bald schlug die Lohe, unter dem Beifalljauchzen der Zuschauer, hoch zum Himmel empor, und beleuchtete mit ihrem rothen Widerschein die Gesichter aller dieser Narren, „deren Kohlenaugen — wie Dante sagt — noch fürchterlichere Flammen schossen, als der Holzstoß selbst!“

V.

Das Haus des Tapetenfabrikanten Réveillon, im Faubourg Saint=Antoine.

Wir bitten unsere Leser um Erlaubniß, für einige Zeit den Place=Dauphine, den Scheiterhaufen mit der Strohpuppe des Herrn von Brienne und das Jubelgeschrei der Einwohner der Cité verlassen zu dürfen, um sie in einen anderen Stadttheil von Paris zu führen, in welchem für jetzt noch die tiefste Ruhe, so wie vollständige Dunkelheit herrscht.

Die Flammen des Scheiterhaufens werden übrigens dies friedliche Stadtviertel noch zeitig genug aus seinem Schlafe wecken, und einmal geweckt, wird es für sich allein in zwei oder drei Jahren mehr Flammen speien, als der Aetna und der Vesuv seit Empedokles und Plinius dem Aelteren ausgespieen haben.

In diesem Stadtviertel erhob sich in der Straße Montreuil ein Hôtel von stattlichem Ansehen.

Dies Hôtel gehörte Herrn Réveillon, einem reichen

Fabrikanten von Papiertapeten, dessen Name in Folge der damit in Verbindung stehenden Ereignisse seitdem eine historische Berühmtheit erlangt hat.

Obgleich zu der Zeit, von welcher wir jetzt reden, Herrn Réveillons Name noch nicht in den Annalen der Geschichte verzeichnet, war er dennoch schon sehr bekannt im Stadtviertel Saint-Antoine, und selbst in ganz Paris, und zwar wegen der sinnreichen Erfindungen, der commerciellen Thätigkeit und der soliden Unterschrift seines Eigenthümers.

Herr Réveillon war damals Besitzer eines ungeheuren Vermögens, das fünfhundert Fabrikarbeiter, die er beschäftigte und deren jeder ihm täglich fünf bis sechs Francs Gewinn brachte, nicht nur erhielt, sondern sich in so erschreckender Progression vermehrte, daß niemand sagen konnte, bis wie weit es der industrielle Speculant noch bringen würde.

Man hat seitdem viel über Réveillon gesagt und geschrieben, so daß er zwar allgemein bekannt, dennoch aber noch sehr wenig gekannt ist.

Wir maßen uns keineswegs an, ihn genauer kennen zu wollen, als die anderen Geschichtsschreiber, die seiner Erwähnung gethan haben; zudem kümmern wir uns sehr wenig um diese Zufallsreputationen, die irgend ein Umstand in seinem Gefolge mit ans Tageslicht hervorschleppt, und sich dann wie geblendet von der Helle lieber wie scheue Nachteulen wieder verkriechen möchten.

Wir werden also von Herrn Réveillon Nichts weiter sagen, als was man damals und seitdem von ihm gesagt hat.

Réveillon, sagten die Jakobiner — —

Apropos von Jakobinern: wir erlauben uns, hier beiläufig zu bemerken, daß alle die, welche ihr erstes Erscheinen ins Jahr 90 oder 91 verlegen, dieser edlen Gesellschaft einen falschen Geburtsschein ausgestellt haben; ihren von dem Orte ihrer Versammlung entlehnten Namen abgerechnet, existirte diese Gesellschaft zu der Zeit, von welcher wir jetzt reden, factisch schon lange.

Also, Réveillon, sagten die Jakobiner, war ein harter, sauertöpfischer, habgieriger Mensch; er hatte vorgeschlagen, den Lohn seiner Arbeiter auf fünfzehn Sous täglich herabzusetzen; er war, behauptete jene Gesellschaft ferner, einer jener Zöllner und Sünder, welche jeden Augenblick bereit sind, die finanziellen Theorien der Herren Flesselles und Berthier in praktische Ausübung zu bringen, die da, als man ihnen vom Elend des Volks gesprochen, freundlichst geantwortet hatten:

„Wenn die Pariser kein Brod haben, so wird man sie Gras fressen lehren; unsere Pferde fressen es ja auch!"

Die Royalisten und die Gemäßigten dagegen hatten eine ganz verschiedene Meinung über den Tapetenfabrikanten. Das war, sagten sie, ein braver Mann, lebend, wie man zu jener Zeit lebte, der sein Gewerbe vom Vater her übernommen hatte, kein großer Oeconomist, kein großer Philosoph, kein großer Politiker, aber sparsam, weise, moralisch — sämmtlich Tugenden, die im Destillirkolben bürgerlicher Unruhen freilich bisweilen in Laster ausarten.

Réveillon mußte nothwendig viele Feinde haben, da er vielen Einfluß hatte. Man betrachtete ihn in seinem Stadtviertel als einen Mann, den man schonen

müsse. Derjenige, der mit einem einzigen Winke tausend kräftige Arme in Bewegung setzt, ist in gewitterschweren Zeiten niemals ein unbedeutender Mitbürger.

An jenem Abend nun, von dem wir sprechen — ein gewitterschwerer, wenn es jemals einen gegeben hat! — soupirte Herr Réveillon in seinem schönen mit Gemälden gezierten Speisesaal, deren Copieen er durch seine Tapeten in der Welt verbreitet hatte, deren Originale er aber, wie wir zu seiner Ehre sagen müssen, ordentlich und vernünftig von einigen talentvollen Künstlern gekauft hatte.

Das schöne, mehr massive, als elegante Silbergeschirr, die schönen Familiengedecke, die nahrhaften und wohlgewürzten Gerichte, der gesunde, unverfälschte Wein, den er selbst auf einem kleinen Gute in der Tourraine baute, bildeten ein angenehmes Fest, an dem sechs trefflich dazu gestimmte Personen theilnahmen.

Zuerst, Herr Réveillon selbst, dessen Portrait wir nicht zu entwerfen brauchen, da gewisse historische Namen schon an sich Portraits sind.

Zwei seiner Kinder und seine Frau — eine ganz vortreffliche Frau und Mutter.

Ein alter Herr und ein junges Mädchen.

Der alte Herr trug einen langen Ueberrock von unbestimmter Farbe, der ehemals olivengrün gewesen sein mochte; der Schnitt verkündete eine seit etwa fünfzehn Jahren verschwundene Mode, das abgetragene fadenscheinige Tuch aber einen wenigstens zwanzigjährigen Gebrauch.

Er war eben kein Bild des Mangels, oder der Unreinlichkeit, wohl aber der merkwürdigsten Nachlässig-

keit, und man kann behaupten, daß einiger Muth von Seiten des Trägers dazu gehörte, sich in einem solchen Ueberrocke in Paris, am hellen lichten Tage auf der Straße zu zeigen, zumal wenn man ein junges Mädchen am Arme hatte, wie das, dessen Portrait wir entwerfen werden, wenn wir erst mit dem des Alten fertig sind. Vor der Hand haben wir noch mit diesem zu thun.

Sein Kopf war lang und schmal, und nur an den Schläfen etwas breiter, das Auge lebhaft, die Nase lang, der Mund abgenutzt und cynisch spöttisch; die spärlichen weißen Haare machten ihn zu einem Greis, obgleich er kaum ein mittler Fünfziger war.

Er hieß Rétif de la Bretonne, und dieser, damals sehr gekannte, wenn nicht populäre Name, ist im Laufe der Jahre noch nicht ganz verschwunden, sondern hat sich bis auf uns vererbt. Er hatte zu jener Zeit schon mehr Bände geschrieben, als manche Academiker unserer Tage Zeilen.

Sein getreuer Ueberrock, dem er keine Strophen und Dithyramben gesungen, wie gewisse Dichter ihren Röcken, dessen Verdiensten er inzwischen doch ein Kapitel seiner **Bekenntnisse** gewidmet hatte, war der stete Gegenstand der zärtlichsten Pflege und Ausbesserungen des jungen Mädchens an Herrn Réveillons linker Seite.

Dieses reine, frische Kind, diese in dem Dunst und Staub einer Buchdruckerei eben erst aufgeblühte Blume hieß Ingénue. *)

---

*) Ingenue, als Adjectiv, übersetzen wir zwar im Deutschen mit **aufrichtig, offenherzig;** wie wenig aber

Ihr Vater hatte ihr diesen Romannamen gegeben; aber es verdient bemerkt zu werden, daß bereits seit länger als zehn Jahren, gleichsam als Vorzeichen der heranziehenden politischen und socialen Umwälzung, die Namen angefangen hatten, sich dem Einflusse des Kalenders zu entziehen, der selbst bald darauf sich selbst in ein Verzeichniß von Blumen und Gemüsen umwandeln sollte. Der seltsame Romanname erklärt zugleich eine Eigenthümlichkeit des Alten, nämlich, daß er Ingénue weniger als seine Tochter, sondern vielmehr als ein der Nachahmung würdiges Muster liebte; diese Benennung war weniger eine Vaterzärtlichkeit, als vielmehr eine Autoreitelkeit.

Uebrigens war auch das schöne Mädchen wirklich seines Namens in jeder Beziehung würdig; die jungfräuliche Offenheit und Naivetät strahlte aus ihren heiteren blauen Augen; der Mund war von sanftem Lächeln oder naivem Staunen halb geöffnet, um als aufblühende Blume den Lebensodem einzusaugen und süßduftend wieder auszuströmen. Ein zarter, durchsichtiger Teint, ein cendréblondes Haar, ohne Puder, schön geformte, aber etwas lange Hände — Ingénue war freilich erst fünfzehn Jahre, und bei Mädchen dieses Alters sind gewöhnlich Hände und Füße schon ausgebildet, während der übrige Körper noch zu wachsen hat, — Alles das bildete ein reizendes Ganzes.

---

dies den Sinn des französischen Wortes wiedergiebt, geht daraus hervor, daß wir dafür allgemein das ebenfalls französische und gleichbedeutende Wort: **naiv** gebrauchen.

Ingénue, mit ihrer jugendlichen erst schüchtern angelegten Büste, ihrer bescheidenen Haltung, ihrem freimüthigen Lächeln, zierte das einfache Leinenfähnchen, ohne Garnirung oder sonstigen Ausputz, das ihre ganze Toilette ausmachte. Was dem Stoff an Reichthum abging, ersetzte sie durch die Eleganz der Form, und so bescheiden auch ihr Costüm war, so gehörte doch — wir wiederholen es — der Muth eines Rétif de la Bretonne dazu, um in seinem schäbigen Ueberrock neben einer so frischen, lieblichen Erscheinung durch die Straßen von Paris zu gehen.

Im Augenblicke, da wir den Leser in diesen Speisesaal einführen, trug Rétif de la Bretonne die Kosten der Unterhaltung und erzählte den Demoiselles Réveillon moralische Geschichtchen, zwischendurch den Ueberresten eines Desserts, das vor seiner Demolirung sehr stattlich gewesen sein mußte, fleißig zusprechend.

Denn Herr Rétif de la Bretonne war ein Mann von großem Appetit, ohne daß die Beweglichkeit seiner Zunge der der Zähne dabei den mindesten Eintrag that.

Réveillon, den Rétifs moralische Geschichtchen nicht in dem Grade interessirten, wie seine Töchter, und zwar vielleicht aus dem Grunde, weil er selbst die Moralität des Erzählers genau kannte und diese Kenntniß den Geschichtchen vieles von ihrer Moralität benahm, — Réveillon entschloß sich gegen Ende des Mahles, das Gespräch auf Politik zu bringen.

„Sie, der Sie ein Philosoph sind, mein lieber Rétif," hob er in jenem neckenden Tone an, den die materialistischen Geldmänner den Männern des Denkens gegenüber häufig anzunehmen pflegen, „erklären Sie

uns doch ein wenig, während die Biscuits sich verdauen, warum der Nationalgeist in Frankreich von Tag zu Tag immer mehr verschwindet?"

Diese Einleitung erschreckte die Damen, die, nachdem sie die beiden Herren angesehen, um sich zu überzeugen, ob das Gespräch nunmehr bei diesem von Réveillon angeschlagenen Thema bleiben werde, sich vom Tische erhoben, Ingénue mit sich nahmen und in den Garten gingen, um allerhand kleine Spiele zu treiben.

„Entferne Dich nicht zu weit, Ingénue," sprach Rétif, sich ebenfalls erhebend und die Krümchen des letzten Biscuits, das er gegessen, von seinem alten Ueberrock schüttelnd.

„Nein, lieber Vater, ich bin zu Ihren Befehlen," erwiderte Ingénue.

„Gut," sagte Rétif, sehr erfreut über diesen Gehorsam, wie alle Väter, welche ihre Töchter zu leiten glauben, und von ihnen geleitet werden.

„Ein liebes Kind!" fuhr er dann, sich wieder setzend, zu Réveillon gewendet, fort; „nicht wahr, Herr Réveillon? Der Trost meiner alten Tage, die Stütze meines Alters, der Inbegriff meiner Vaterfreuden!"

Und dabei verdrehte er die Augen fromm gen Himmel.

„Sie müssen doch teufelmäßig froh sein!" fuhr Réveillon in seinem neckenden Tone fort.

„Worüber, mein Freund?" frug Rétif.

„Je nun, weil, wenn man Ihren Spionen glauben darf, mein Herr **Faublas**, Sie wenigstens hundert Kinder haben müssen!"

Der Roman Louvets de Couvray, der damals eben erschienen war und großes Aufsehen machte, hatte Réveillon Stoff zu diesem spöttischen Vergleich geboten.

„Rousseau hat die volle Wahrheit in seinen **Bekenntnissen** gesagt," antwortete Rétif, sichtlich verlegen über den Seitenhieb des Tapetenfabrikanten; „warum sollte ich ihm nicht, wenn auch nicht an Talent, so doch an Muth, nachahmen?"

Die Worte: wenn auch nicht an Talent — wurden mit jenem Ausdrucke falscher Bescheidenheit ausgesprochen, den selbst die Musik, diese große Lügnerin, die behauptet, Alles ausdrücken zu können, dennoch nicht wiederzugeben vermag.

„Nun denn," fuhr Réveillon fort, „wenn Sie wirklich hundert Kinder, wie diese Ingénue, in die Welt gesetzt haben, so macht das eine ganz hübsche Familie, und ich rathe Ihnen, recht viel Papier zu schwärzen, um diese Familie zu ernähren. — Aber lassen wir das dahingestellt sein, und sagen Sie mir lieber, mein werther **nächtlicher Zuschauer**, was Sie in diesem Augenblicke in der Arbeit haben?"

Zu jener Zeit gab Rétif ein Journal unter diesem Titel heraus, ein Seitenstück zu Merciers **Gemälde von Paris;** nur hatten sich die beiden Freunde darein getheilt; Mercier schilderte Paris während der Tageszeit und Rétif de la Bretonne wie es des Nachts war.

„Was ich jetzt in der Arbeit habe?" wiederholte Rétif, sich behaglich auf seinem Stuhle zurücklehnend.

„Ja."

„Ich bin bei dem Plane eines Buches, das ganz

einfach im Stande sein dürfte, Paris zu revolutioniren."

„Oho! oho!" rief Réveillon, herzlich lachend; „Paris revolutioniren! das sollte Ihnen doch ein wenig schwer werden!"

„He, he, he!" sprach Rétif in jenem weissagenden Tone, der den Dichtern zuweilen eigen ist; „leichter vielleicht, als Sie denken!"

„Und die französischen Garden? und die Schaarwache? und die deutschen Regimenter? und die Garde-du-Corps? und Herr von Biron? und Herr von Bèzenval? Glauben Sie mir, mein lieber Rétif, lassen Sie es unterwegs, Paris zu revolutioniren."

Sei es Vorsicht, sei es Geringschätzung, der Verfasser des **Pornographen** ging nicht auf die Ermahnung ein, sondern kam auf Réveillons vorige Frage zurück:

„Sie frugen mich soeben, warum wir täglich an Patriotismus in Frankreich verlören?"

„Meiner Treue, ja! wie geht das zu? Erklären Sie mir das, Bester."

„Das kommt daher, weil der Franzos von jeher stolz auf sein Oberhaupt war; in dieses setzt er seinen Stolz und sein Vertrauen. Das ist so gewesen, seitdem es Pharamund auf den Schild erhoben hat. So war es mit Karl dem Großen, mit Hugo Capet dem Großen, mit dem heiligen Ludwig, mit Philipp-August, Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. — und Sie werden mir zugeben, mein bester Herr Réveillon, daß von Pharamund zu Ludwig XVI. ein gewaltiger Abstand ist."

Réveillon lachte abermals.

„Trotz alle dem,“ fügte er dann hinzu, „ist dieser arme Ludwig XVI. doch ein recht guter Mann.“

Rétif zuckte mit den Achseln, daß die Nähte seines alten Oberrocks krachten.

„Ein guter Mann! ein guter Mann!“ sagte er; „Sie sehen wohl, daß Sie die mir vorgelegte Frage selbst beantworten. Wenn die Franzosen von ihrem Oberhaupte sagen können, es ist ein großer Mann, dann haben sie Patriotismus; wenn sie ihn aber einen guten Mann nennen, dann haben sie keinen. So ist's!“

„Dieser Teufels-Rétif!“ rief Réveillon, immer herzlicher lachend, „er hat doch stets seine Witzworte bei der Hand!“

Réveillon irrte sich; Rétif sagte das keineswegs im Scherz, und noch weniger, um Andere lachen zu machen.

Mit gerunzelten Augenbrauen fuhr er daher fort:

„Und wenn wir von Dem, den man den König nennt, und auf seine Machtvollstrecker übergehen wollen, sagen Sie mir, in welcher Hinsicht Sie dieselben der allgemeinen Achtung für würdig erklären wollen?“

„O! was das betrifft, mein liebster Herr Rétif — da sieht es allerdings verwünscht traurig aus.“

„Sagen Sie mir, was war es denn mit diesem d'Aiguillon?“

„O — d'Aiguillon! — ab und zur Ruhe mit ihm!“

„Und Maupeou?“

„Ha, ha, ha, ha!“

„Sie lachen über diese Größen?“

„Ich bitte Sie — bleiben Sie mir mit diesen vom Halse!“

„Nun, und diese Minister sind noch wahrhafte Adler im Vergleich mit diesen Briennes, diesen Lamoignons zu nennen.“

„Das ist weiß Gott wahr! — Aber Sie wissen auch, daß man sie fortschickt, und Herr Necker wieder an die Spitze der Verwaltung tritt?“

„Aus der Charybdis in die Scylla, mein werther Herr Réveillon; aus der Charybdis in die Scylla!“

„Ja, ja; zwei Ungeheuer mit Hundeköpfen,“ sprach der ehrliche Fabrikant, auf ein Wandfeld zeigend, auf welchem Charybdis, der Ochsendieb, und Scylla, die Nebenbuhlerin der Circe, mit allen Attributen der Verschönerung abgebildet waren. „Es ist aber wirklich wahr,“ fuhr er dann, auf Rétifs Grundsatz zurückkommend, fort, „es giebt keinen Patriotismus mehr in Frankreich, seitdem wir solche Oberhäupter, wie unsere jetzigen, haben! Sieh, sieh, sieh! Daran hatte ich, meiner Treu! niemals gedacht!“

„Und das frappirt Sie?“ sprach Rétif selbstgefällig.

„Das will ich meinen! und wie!“

„Aber der Eindruck, den das auf Sie macht, lieber Freund —“

„Er ist gewaltig, mein Bester, sehr gewaltig!“

„Ja, aber ist er nicht rein historisch, oder moralisch?“

„Das eben nicht, nein, das nicht —“

„Demnach also persönlich?“

„Nun denn — ja, ich gestehe es Ihnen!“

„Und in wie fern berührt das Sie? Lassen Sie hören.“

„Das berührt mich insofern, als man mich zu einem der Wähler für Paris vorschlägt, und wenn ich ernannt werden sollte —“

Réveillon kratzte sich hinterm Ohre.

„Nun, wenn Sie ernannt werden?“

„Ja, da muß ich doch Etwas sagen, eine Rede halten, mein politisches Glaubensbekenntniß ablegen. Das wäre denn gleich ein ganz herrliches Thema zum Declamiren: der Untergang des Nationalsinns in Frankreich — und Ihre Principien darüber haben mir ungemein gefallen. Ich werde mich ihrer bedienen.“

„Teufel noch einmal!“ rief Rétif ein wenig betroffen.

„Nun, was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts.“

„Doch, doch! Sie waren betroffen.“

„Es ist Nichts, sage ich Ihnen, oder wenigstens nicht der Rede werth.“

„Aber ich will es wissen!“

„Lassen wir das; ich wähle ein anderes Thema, und damit ist die Sache abgemacht.“

„Ein anderes Thema? — Wozu?“

„Zu einer Brochüre.“

„Aha, aha!“

„Ja, ich hatte mir dieses vorgenommen und bereits Argumente dazu gesammelt, die, wie ich Ihnen sagte, im Stande wären, ganz Paris zu revolutioniren; da Sie aber dieses Thema benutzen wollen, lieber Freund —“

„Nun?“

„Wie gesagt, ich nehme ein anderes, und damit gut.“

„Alle Tausend!“ sagte Réveillon; „ich präjudicire Sie, wie es scheint.“

„Pah! Kleinigkeit!“ warf Rétif hin, seinen langen Rock auf- und wieder zuknöpfend; „es wären höchstens zwei Druckbogen geworden.“

„Warten Sie einmal! warten Sie einmal!“ fuhr Réveillon fort, sich immer noch hinterm Ohre kratzend; „Teufel! Teufel! vielleicht ließen sich Mittel und Wege finden — —“

„Wozu, werther Herr Réveillon?“

„Wenn Sie nur wollten —“

Réveillon stockte, indem er Rétif einen forschenden Blick zuwarf.

„Wenn ich was wollte?“ wiederholte Rétif.

„Wenn Sie nur wollten, würde diese Arbeit keine vergebliche, sondern ein Gewinnst für Sie sein, und was das Gute dabei ist, für mich desgleichen.“

„So?“ dehnte Rétif hervor, als ob er Réveillon nicht verstünde, trotzdem er ihn recht wohl verstand; „erklären Sie sich deutlicher.“

„Nun denn,“ fuhr Réveillon fort, mit dem Aermel seines schönen Kleides über den fettigen Aermel Rétifs streichend, „Sie hätten die Brochüre fertig gemacht, sie wäre vortrefflich geworden, wie Alles, was Sie machen —“

„Mich zu bedanken!“ sprach Rétif sich verneigend.

„Und nebstdem würde sie Ihre kleine Börse ein wenig gefüllt haben — He, he, he!“

Rétif hob den Kopf.

„Ihren Ruhm würde sie ohnedies nicht vermehrt haben, denn das ist unmöglich."

Rétif verneigte sich abermals und sagte dann:

„Das mag Alles wahr sein, allein sie würde meinem Freunde Mercier Freude gemacht haben, und ich halte sehr darauf, ihm zu gefallen, da er mir so hübsche Artikel in seinem **Gemälde von Paris** macht."

„Gleichviel, lieber Herr Rétif," fuhr Réveillon immer einschmeichelnder fort; „Sie würden das sehr schnell wieder einbringen, während ich —"

„Nun, Sie?"

„Ich würde nicht leicht wieder ein passendes Thema finden, um meinen Wählern eine schöne Rede darüber zu halten."

„Ja, das dürfte wohl sein."

„Ich schlage Ihnen also vor —"

Rétif spitzte die Ohren.

„Ich schlage Ihnen also vor, Ihre Brochüre wie für sich selbst bereit zu halten, das heißt, das Concept fertig machen und es mir dann abzutreten; ich ersetze das Publikum, das sie gelesen haben würde und — meiner Treu! ich kaufe Ihnen die ganze Auflage ab und erspare Ihnen noch obendrein die Druckkosten. Wäre Ihnen das recht?"

„Es ist nur eine Schwierigkeit dabei," bemerkte Rétif.

„Ach was!"

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, wie ich meine Schriften verfasse?"

„Nein; sollten Sie etwa in anderer Weise dabei verfahren, wie Ihre Herren Collegen, mein bester Retif? Anders wie die Herren Rousseau, Voltaire, Diderot, d'Alembert —“

„Allerdings.“

„Das wäre der Teufel!“

„Wie ich Ihnen sage, denn ich bin zugleich Schriftsteller, Schriftsetzer und Drucker; statt die Feder zur Hand zu nehmen, halte ich mir gleich einen Setzer, statt die Gedanken erst niederzuschreiben, bediene ich mich gleich der Druckerbuchstaben; mit einem Worte, ich diktire gleich dem Setzer, so daß mich der Druck wenig oder gar Nichts kostet, da ich selbst Buchdrucker bin, und meine Gedanken gleichsam sofort in Blei gegossen aus meinem Kopfe hervorgehen. — Es ist die Mythe der Minerva, die gewappnet und gerüstet aus dem Haupte Jupiters hervorsprang.“

„Mit Lanze, Schild und Helm!“ rief der Tapetenfabrikant; „ja, ja! ich habe die Geschichte auf einen meiner Plafonds, von Seinard gemalt, einem allerliebsten Jungen.“

„Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß ich Ihren Vorschlag deshalb von der Hand weise —“

„Ich willige ein, Ihnen dieses kleine Geschenk zu machen, mein lieber Réveillon. Indeß, da der Satz schon ziemlich fertig ist —“

„Was thut das?“ rief Réveillon, der in seiner Begierde, sich Rétifs Geistesarbeit zuzueignen, vor keiner Schwierigkeit scheute, „auch ich habe Pressen für meine Tapeten, und weißes Papier, so viel Sie nur haben wollen — man wird gleich hier einen Abzug machen!“

„Das schon; aber —“

„Kein Aber mehr, bester Freund! Sagen Sie, ob Sie annehmen oder nicht, und damit gut! — Also, nicht wahr, ich werde meine Rede haben? Und nicht zu lang, nicht wahr? — Einige Phrasen über die griechischen Republiken — das macht einen gewaltigen Effekt bei diesen Vorstadtleuten. Und nun, sprechen wir von Geschäften: Kurz heraus, wieviel meinen Sie —“

„Ach! reden wir doch nicht davon!“

„Im Gegentheil: reden wir recht ordentlich davon. Geschäfte sind und bleiben Geschäfte!“

„Ich bitte Sie — “

„Sie werden mich böse machen, Freund!“

„Nichts da! Meinen Sie, ich wäre nicht der Mann dazu, Ihnen eine solche Kleinigkeit zu Gefallen zu thun, — Ihnen, mit dem ich so viele Jahre schon befreundet bin?“

„Viel Ehre für mich, mein liebster Rétif; aber ich gehe nicht auf die Bedingungen ein, die Sie mir machen, oder vielmehr nicht machen: Der Priester lebt vom Altare!“

„Gehen Sie mir doch! Das Schriftstellergewerbe hat auch seine Nennwerthe, wie der Kaufmannsstand.“

Rétif begleitete diese Phrase mit einem Seufzer, der seine Freigebigkeit schmälerte, und mit einer tragischen Geberde, von der die Nähte seines Rocks abermals krachten.

„Hören Sie mich an: ich handle stets, weil das mein Beruf ist, und dieser löblichen Gewohnheit verdanke ich meinen Reichthum; aber ich nehme niemals Etwas umsonst an. Sie würden eine meiner Platten gratis von mir begehren, ich würde sie Ihnen abschlagen:

Geben für Geben! das ist mein Wahlspruch, theurer Freund. Für Ihr geschwärztes Papier gebe ich Ihnen also zuvörderst: Hundert Livres in baarer klingender Münze; ferner die Tapete zu einem Zimmer oder Kabinet, welches Ihnen eben lieber ist, und übrigens ein hübsches seidnes Kleidchen für Ingénue. Ein Wort für Tausend!"

Réveillon war so an Rétifs geflickten Ueberrock gewöhnt, daß er gar nicht auf die Idee kam, ihm einen neuen anzubieten.

„Topp!" rief Rétif, erfreut über den guten Handel, „ich nehme es an: Hundert Livres, eine Tapete für mein Kabinet, und ein seidnes Kleidchen für Ingénue. — Apropos! die Tapete nämlich mit Figuren, nicht wahr?"

„Die Grazien, oder die vier Jahreszeiten, wie es Ihnen beliebt; herrliche Nutidäten!"

„Alle Wetter!" entgegnete Rétif de la Bretonne, der vor Begier brannte, die Grazien und die Jahreszeiten in seinem Kabinet zu haben, „was Sie mir da vorschlagen, könnte doch wohl ein klein wenig zu — zu lebhaft für meine Ingénue sein!"

„Dummes Zeug! Allenfalls könnte das vielleicht bei dem Schelme, dem Herbst, der Fall sein, ein wunderschöner, kräftiger Junge. Aber man kann ja doch ein Mädchen nicht ewig in der Muffschachtel eingesperrt halten, lieber Freund, und wie lange wird es währen, so heirathet Ihre Ingénue."

„Je eher, je lieber, mein werther Herr Réveillon, und ich habe sogar schon ein Plänchen wegen ihrer Aussteuer im Kopfe."

„Also, wir sagen: Hundert Livres, die Sie gegen Aushändigung der Brochüre empfangen —"

Rétif machte eine Bewegung.

„Handelsgebrauch, Bester; Handelsgebrauch! Hundert Livres bei Aushändigung der Brochüre, ein hübsches seidnes Kleid für Ingénue — Madame Réveillon wird das besorgen, und was Madame Réveillon besorgt, das besorgt sie gut! — und endlich die Tapete mit den Grazien und Jahreszeiten, die ich Ihnen zuschicken werde, sobald Sie es wünschen. — Ich entsinne mich aber nicht mehr Ihrer Adresse, mein lieber Herr Rétif."

„Bernardinerstraße, neben dem Kälberplatze."

„Ganz recht, jetzt weiß ich es! Und die Rede?"

„Haben Sie in zwei Tagen."

„Welch' ein Genie!" rief Réveillon, sich vergnügt die Hände reibend. „Zwei Tage nur für eine Rede, die mich zum Wähler, vielleicht gar zum Deputirten macht!"

„Das wäre also abgemacht. — — Aber, wie viel Uhr haben wir denn eigentlich, werther Freund?"

„Eben hat es acht geschlagen."

„Schon acht Uhr? Dann schnell, schnell, lassen Sie Ingénue aus dem Garten rufen; sie muß heim."

„So früh schon? Was treibt Sie denn?"

„Die Zeit, Bester, die Zeit!"

„So lassen Sie sie doch noch ein halbes Stündchen mit meinen Mädchen im Garten herumspielen. — Da! hören Sie sie?"

Und Réveillon öffnete mit väterlichem Lächeln die Glasthüre, die aus dem Salon in den Garten führte,

aus dem man einen Rundgesang frischer und jugendlicher Stimmen vernahm.

Das Wetter war mild; Rosen und Nelken verbreiteten einen balsamischen Wohlgeruch; Rétif streckte seinen bleichen Kopf melancholisch aus der Thüre und sah dieser munteren Jugend zu, deren Gestalten wie Geister durch den weißlichen Abendnebel schwebten.

Und diese reizenden Mädchengestalten erweckten auch in ihm Erinnerungen an seine Jugend, die freilich weniger rein als lebhaft waren; denn unter dem Laube und den Weintrauben hervor hätte man können seine Augen glühen sehen, deren Flammen ein weniger schüchternes und unschuldvolles Mädchen wie unsere Ingénue in Schrecken versetzt haben würden.

Das liebliche Kind, durch die starke Stimme Réveillons und die etwas zaghaftere Rétifs, der seine profanen Träume abgeschüttelt hatte, mitten aus der Lustbarkeit aufgestört, nahm Abschied von seinen Gespielinnen und umarmte sie zärtlich.

Dann warf sie ein kleines Mäntelchen, von gleichem Stoffe wie ihr Kleid, über ihre bloßen und feuchten Schultern, begrüßte, noch außer Athem vom Tanze, Madame Réveillon, die ihr freundlich zulächelte, und Herrn Réveillon, der sie mit väterlichem Wohlwollen auf die Stirn küßte, und dann stützte sie ihren runden, weißen Arm auf den abgeschabten Aermel des väterlichen Ueberrocks.

Die Mädchen sagten sich noch mehrmals gute Nacht und wechselten noch manche Liebkosung; die Väter empfahlen sich noch einmal gegenseitig die Erinnerung an ihren geschlossenen Handel, worauf Herr Réveillon

Rétif die ungewöhnliche Ehre erzeigte, ihn in eigener Person bis an die Straßenthüre zu geleiten.

Dort erhielt der würdige Fabrikant die Grüße einer Gruppe seiner Arbeiter, die heftig gesticulirend mit einander gesprochen hatten, aber beim Erscheinen des Patrons sofort schwiegen und zur Seite traten.

Réveillon beantwortete diesen nicht sehr demüthigen Gruß würdevoll ohne Affectation, erhob die Augen, um den Himmel zu beobachten, der sich gegen Süden mit einer seltsamen Röthe, ähnlich einer Feuersbrunst, überzog, schüttelte seinem Freunde Rétif noch einmal die Hand, und ging dann ins Haus zurück.

VI.

Vater und Tochter.

Während der Schriftsteller, seine Tochter am Arme, auf dem Heimwege die ihm durch diesen Abend in Réveillons Hause erwachsenen Vortheile erwog, beobachtete er nichtsdestoweniger doch, was rings um ihn her vorging.

Die geschäftige und sogar etwas verstörte Miene von Réveillons Fabrikarbeitern war ihm etwas aufgefallen.

Für gewöhnlich pflegt die Pariser Arbeitsclasse, nach vollbrachtem Tagewerk, wenn sie sich nicht das Vergnügen des Theaterbesuchs oder des Wirthshauses gönnt, was indeß nur ausnahmsweise geschieht, entweder zu plaudern oder zu schlafen.

Wenn diese Leute plaudern, so geschieht es gewöhnlich mit jener trägen Gelassenheit, welche die Mühen des Tages kundgiebt, und die stets der unterscheidende Charakterzug des ächten Parisers war, wenn er sich, statt zu denken und zu handeln, mit allen seinen geistigen

Facultäten in sich selbst zurückzieht, um zu genießen und zu leben.

Diese, so zu sagen thierische Instinctivität, ist die Beobachtungsweise jener bemerkenswerthen Maschinen, die man die Proletarier von Paris zu nennen pflegt, Naturen, die eben so wohl für die Ruhe, wie für die That organisirt sind, an denen zu allen Zeiten die Berechnungen der Behörden scheiterten, die sie bereit zur That wähnten, wenn sie ruhen wollten, und geneigt zur Ruhe, wenn ihnen die Laune einkam, sich thätig zu rühren.

Für jeden ächten Pariser ist die Haltung der Spaziergänger und Herumstreicher sehr bezeichnend, und zwar so bezeichnend, daß er sich niemals in ihrer momentanen Stimmung täuscht, wenn er sie nur einmal ordentlich beobachtet hat, in welcher Weise sie sich eben an den Straßenecken oder anderen öffentlichen Plätzen umhertreiben oder verweilen.

Rétif de la Bretonne, der Beobachter von Profession, errieth also sogleich an der Haltung dieser Leute, daß sie sich mit irgend einem Ereignisse beschäftigten, und daß dieses Ereigniß ein wichtiges sein müsse.

Hierauf aber beschränkte sich seine Beobachtung. Was konnte es geben, in dieser guten Stadt Paris? Unzufriedenheit? Du mein Gott! seit Hundert Jahren schon kannte man nichts Anderes!

Rétif vergaß also schnell die Ideen, welche die Aufregung der Arbeiter in ihm erweckt hatten, und um Ingénue ein wenig zu unterhalten, fing er an mit ihr über Moral und gute Beispiele zu schwatzen.

„Ein schönes Haus," hob er an, „ein schönes Haus, dies Réveillon'sche; nicht wahr, Ingénue?"

„Ach ja, lieber Vater.“

„Ein schönes Haus! und durch redliche Arbeit gewonnen.“

„Und durch Glück,“ fügte Ingénue hinzu; „denn gar viele redliche Arbeiter giebt es, die es nicht so weit bringen.“

„Je nun!“

„Sie, zum Beispiel, der Sie zwölf Stunden des Tages arbeiten, der Sie Talent besitzen —“

„Komme zum Schluß, komme zum Schluß!“

„Nun, Sie haben kein schönes Haus, wie Herr Réveillon, lieber Vater.“

„Wohl wahr, wohl wahr,“ antwortete Rétif hustend; „dagegen habe ich etwas Anderes.“

„Was denn?“

„Einen Schatz, einen wahren Schatz!“

„Einen Schatz?“ rief Ingénue mit neugieriger Naivetät; „ei, warum machen Sie denn keinen Gebrauch davon?“

„Mein theures Kind, es ist ein Schatz, der zu meinem alleinigen Gebrauche ist, und wenn ich ihn meinerseits mit Niemand theilen kann, so kann mir ihn dagegen auch Niemand rauben.“

„Und der ist —?“

„Je nun — zunächst ein reines Gewissen —“

Ingénue machte eine etwas ungeduldige Bewegung.

„Was hast Du?“

„Nichts, lieber Vater; ich schritt über den Rinnstein.“

„Ich sagte also: ein reines Gewissen, und das ist schon allein ein ganz unschätzbares Ding.“

„Aber, mein Vater, theilen Sie denn nicht gerade diesen Schatz mit aller Welt?“

„O — Kind, Du!“

Man sieht, daß Ingénue das Buch ihres Vaters, **die verführte Bäuerin,** noch nicht gelesen hatte.

„Hast Du die Arbeiter an Révcillons Hausthüre bemerkt?“ frug Rétif, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken; „da gingen eben zwei vorbei, die ihnen ähnlich sahen.“

„Sie können Recht haben,“ sprach Ingénue, etwas zur Seite tretend, um drei, vier Leute vorbei zu lassen, die mehr liefen als gingen, und zwar in der Richtung nach den Quais zu.

„Wackere Arbeiter!“ sagte Rétif, „sie gehen nach beendetem, hartem Tagewerk noch eben so rüstigen und raschen Schrittes zu ihrem einfachen Abendbrode, wie wir Anderen zu irgend einem Vergnügen. Eine achtungswerthe Menschenclasse! Meinst Du nicht, Ingénue?“

„Ohne Zweifel, lieber Vater.“

„Welch' ein glückliches Loos!“ fuhr Rétif declamirend fort, „welch' ein glückliches Loos, wenn die wackere Hausfrau ihn an Sommerabenden vor der Thüre, im Winter am Herde erwartet! Die Holzbündel knistern und leuchten ihm entgegen, er hört im Innern das Lallen des jüngsten Kindes, hört das Singen und Brodeln des Kessels, in welchem das Abendessen der Familie kocht. Der Arbeitsmann tritt ein; man hat ihn mit Ungeduld erwartet; ihm ist warm; er breitet Weib und Kindern die Arme entgegen, empfängt und theilt Liebkosungen aus, die endlich seinem bedürftigen Magen etwas zu lange währen. Das Abendessen dampft auf

dem Tische, die Kinder drängen sich um denselben — die gute Mutter, die Schöpferin ihrer Freude, betrachtet sie lächelnd, und vergißt sich selbst über diese Betrachtung ihres ruhigen Glücks! Und jeder Tag, und jeder Abend —"

„Was war das?" rief Ingénue, der die Moral dieser etwas gedrechselten Idylle vielleicht nicht sehr zusagte; — „war mir's doch, als hörte ich ein sonderbares Geräusch. — Hören Sie nicht, lieber Vater?"

„Wo denn?"

„Da drüben!"

Sie streckte die Hand in der Richtung nach den Brücken aus.

Rétif blieb stehen und horchte.

„Ich höre nichts Ungewöhnliches," sprach er dann; „es wird das Rollen der Wagen sein."

„Nicht doch; mir scheint es mehr das Geräusch einer ungeheuren Menge von Stimmen."

„Warum nicht gar Stimmen! — und noch dazu eine ungeheure Menge! Hüte Dich vor Uebertreibungen, Ingénue, denn Nichts verdirbt leichter ein schlichtes gesundes Naturell —"

„Ich meinte nur —"

„Eine Meinung ist noch keine Gewißheit."

„Ich habe es ja auch nicht als Gewißheit behauptet."

„Ich sagte also, mein Kind," fuhr Rétif wieder im früheren Tone fort, „daß das Glück der Armen relativ größer ist, als das der Reichen."

„O!" dehnte Ingénue etwas zweifelnd hervor.

„Ganz gewiß, denn es besteht aus einer kleinen Summe materiellen Glückes, welche eine unberechenbare

Summe moralischer Freuden vervielfacht, während — Da! Du richtest beneidende Bicke auf jene prächtigen Pferde, die eine schöne Dame im offenen Phaëton rasch dahinfahren?"

„Ich konn es nicht leugnen, lieber Vater —"

„Mein Kind, erinnere Dich stets der Worte des großen Genfers, Jean-Jaques —"

„Welcher Worte?"

„Daß die Frau des armen Köhlers stets achtungswerther ist, als die Maitresse des reichen Prinzen!"

„Achtungswerth heißt aber nicht glücklich, mein Vater."

„Ach, Ingénue! Giebt es denn wohl ein Glück ohne Selbstachtung? Ich wenigstens, ich denke und träume für Dich stets nur Eines!"

„Und das ist, lieber Vater?"

„Daß ein rechtschaffener, achtungswerther Handwerksmann, mit von ehrlicher Arbeit gehärteten Händen, Dein zartes, weiches Händchen einst von mir begehren möge."

„Und Sie würden es ihm geben?"

„Auf der Stelle!"

„Und was würde dann für Sie aus diesem Glücke, das Sie mir eben so reizend schilderten? Wer würde Ihr Feuer anzünden? Wer würde Ihren Kessel zum Singen bringen? Wer würde Ihnen die Suppe bereiten? Wer würde Ihnen die Arme entgegenstrecken, jedes Mal, wenn Sie ohne Geld von diesen abscheulichen Buchhändlern heimkehren? Sie sehen also aus alle Dem, daß Sie, wenn Sie mich nicht mehr hätten, Ihr Glück dem eines Anderen aufopfern würden."

„Ja, mein liebes Kind! es ist die Pflicht eines Vaters —“

„Nicht des meinigen!“ rief Ingénue lebhaft, „nicht des meinigen, denn ich — ich würde nicht glücklich sein!“

Diese Worte klangen so hell und deutlich in Rétifs Ohr, daß er stehen blieb, um seine Tochter zu beobachten; aber schon schien ein anderer Eindruck jenen ersten verwischt zu haben, denn Ingénue sah sich nach allen Seiten mit einer Aufmerksamkeit um, die Rétif zu beunruhigen begann, und fast einen Argwohn in ihm erweckte.

Zum Glück für die Tochter ward auch Rétifs Aufmerksamkeit in demselben Augenblicke durch ein neues Geräusch in Anspruch genommen, das vom Quai herüberschallte.

„Diesmal habe ich es selbst gehört,“ sagte Retif; „es scheinen in der That Stimmen zu sein!“

Rétif bog nach rechts ab.

„Das ist ja aber nicht unser Heimweg, lieber Vater?“

„Das weiß ich wohl,“ antwortete er; „ich möchte nur gern die Ursache dieses Lärmens kennen lernen. Wer weiß, vielleicht finde ich Stoff zu einem schönen Kapitel meines N ä c h t l i c h e n Z u s c h a u e r s!“

VII.

Der Aufruhr.

Sich immer nach der Gegend zu haltend, von wo der Lärm herkam, gelangten Rétif und seine Tochter endlich auf die Quais, wo ihnen das Räthsel des Tumultes sehr bald gelöst ward.

„Es ist entweder auf dem Platze Heinrich IV., oder auf der Place-Dauphine!“ rief Rétif. Komm, Ingénue, komm schnell, sonst versäumen wir, was es dort zu sehen giebt!“

„So gehen wir, Papa,“ erwiderte das junge Mädchen, schon ein wenig athemlos, aber trotzdem die Schritte beschleunigend.

Sie erreichten die Ecke des Quai des Morfondus.

Auf dem Pont-Neuf stand eine große Menschenmenge; alle Neugierigen, obgleich von der Glut des brennenden Scheiterhaufens in einiger Entfernung ge-

halten, stimmten in den wilden Gesang der Tumultuanten ein, die auf dem Place-Dauphine tanzten.

Dieses Schauspiel hatte etwas ungemein Piquantes.

Alle diese vom Wiederschein der prasselnden Flamme beleuchteten Gestalten! alle Fenster erhellt und mit Zuschauern besetzt! alle diese gespenstischen Schatten, die an den rothen Häusern vorüberflogen!

Rétif, der ein Freund des Pittoresken war, konnte einen Freudenausruf nicht unterdrücken.

Nachdem er von einem der Zunächststehenden die Ursache dieser Scene erfahren hatte, applaudirte auch er, wie die Anderen, diesem Triumphe der reformatorischen Ideen, dessen Glanz diese brennende Strohpuppe über ganz Frankreich verbreiten sollte.

Aber als er eben im besten Zuge war, zu applaudiren, und seinen Applaus mit allerhand philosophischen Commentaren zu begleiten, entsteht plötzlich eine allgemeine Bewegung auf dem Platze vor ihm, und wirft die erpichten Scharfrichter des Herrn von Brienne heftig auf die Gruppe zurück, in deren Mitte er sich mit Ingénue befand.

Ueber den Köpfen der Menge weg sah man die dreieckigen Hüte der reitenden Schaarwache erscheinen und Waffen blinken.

„Die Schaarwache! die Schaarwache!" schrieen plötzlich Tausende von Stimmen.

„Ach was Schaarwache!" erwiderten einige Großmäuler, die daran gewöhnt waren, dieses friedliche Institut seit ihrer Kindheit zu verachten.

Und trotz der Bemühungen der Furchtsamen, die



entfliehen wollten, blieb der größte Theil der Zuschauer hartnäckig stehen.

An der Spitze der Schaarwache ging, oder galoppirte vielmehr, deren Commandant, der Chevalier Dübois, ein eben so entschlossener wie besonnener Soldat, einer der merkwürdigen Typen jener alten Gendarmerieoffiziere, die fest und unerschütterlich, wie ihre Pferde, mitten in den Pariser Tumulten Stand hielten.

An jenem Abende jedoch hatte der Chevalier Dübois die gemessenste Ordre, sich der Verbrennung der erzbischöflichen Strohpuppe Angesichts des ehernen Heinrichs IV. — der sich übrigens bei diesem Schauspiele wohl in den Bart lachen mochte — aus allen Kräften zu widersetzen.

Er hatte also in aller Eile eine Abtheilung seiner berittenen Leute zusammengerafft, und langte mit dieser im vollen Trabe auf dem Platze an, als eben die Aufregung den höchsten Punkt erreicht hatte.

Seine Truppe bestand aus etwa Hundert und fünfzig Mann. Er ließ sie mit Gewalt bis in die Mitte des Platzes dicht vor den flammenden Scheiterhaufen rücken, der den Tumultuanten eine Art von Schutzwall bildete.

Lautes Geschrei, obgleich mehr höhnisch als beschimpfend, empfing die anrückende Schwadron.

Der Chevalier ritt näher heran an die Volksgruppen und forderte sie auf, sich zu zerstreuen; ein wieherndes Gelächter war die Antwort.

Er drohte Gewalt zu gebrauchen, wenn man seinen Worten nicht gehorche, worauf ein Hagel von Steinen antwortete.

Jetzt wendete sich der Chevalier Dübois wieder zu seiner Truppe, und commandirte zum Chargiren.

Die Reiter setzten ihre Pferde erst in Trab, und als der panische Schrecken der hinteren Gruppen ihnen erst etwas mehr Raum verschafft hatte, in Galopp, worauf eine allgemeine Flucht der Neugierigen folgte, die in der Hast über einander purzelten; nur die wirklichen Aufrührer hielten noch muthig Stand.

Unter den Neugierigen, die zuerst zu entfliehen suchten, befand sich auch Rétif mit seiner Tochter; ein Trupp Erschreckter trennt sie und Rétif fällt in ein schauderhaftes Gemenge von Armen, Beinen, Hüten und Perrücken, die ihre Herren suchten, oder von ihren Herren gesucht wurden.

Ingénue, allein im Gedränge, erhebt ein fürchterliches Geschrei bei jedem neuen Stoße jenes zügellosen, unvernünftigen, sich vor Entsetzen wild aufbäumenden Thieres, Pöbel genannt.

Sie war eben auf dem Punkte, niedergeworfen, mit Füßen getreten, zermalmt zu werden, als plötzlich ein junger Mann sich bis zu ihr Bahn bricht, mehrere Personen über den Haufen wirft, sie um den Leib faßt und mit einer Kraft, deren man ihn kaum für fähig gehalten hätte, an sich reißt.

„Schnell Mademoiselle, schnell, schnell!“ ruft er.

„Was wollen Sie, mein Herr?“

„Sie aus diesem Gewühle bringen.“

„Wo ist mein Vater?“

„Lassen Sie jetzt Ihren Vater! Sie schweben in Gefahr erdrückt, zertreten zu werden! Ihr Leben ist in Gefahr!“

„O mein Gott!"

„Hierher — hier wird ein wenig Raum!"

„Mein Vater! —"

„Fort, fort! die Schaarwache wird sogleich feuern; die Kugeln sind blind. — Kommen Sie, schnell, schnell!"

Bei dem Wuthgeschrei der zurückgedrängten Aufrührer, den Flüchen der von Steinwürfen getroffenen Reiter, wagt Ingénue ihrem Schützer nicht länger zu widerstehen.

Plötzlich hört man einen Schuß mitten aus der Volksmenge; die Kugel hat den Commandanten Dübois leicht verwundet.

Wüthend befiehlt er seinen Reitern zu feuern.

Die Reiter gehorchen, und auf die erste Salve ihrer Karabiner bedecken zehn oder zwölf Leichname das Pflaster.

Während dem ist Ingénue von ihrem unbekannten Beschützer dem Gewühle glücklich entrissen worden und eilt mit ihm unter fortwährendem Rufen: „Mein Vater! wo ist mein Vater?" ihrem Stadtviertel zu.

„Ihr Vater wird ohne Zweifel schon voraus nach Hause geeilt sein, in der Hoffnung, Sie dort zu finden. Wo wohnt er? Wo ist Ihre Wohnung, Mademoiselle?"

„Bernhardinerstraße, neben dem Kälberplatze."

„Nun denn, zeigen Sie mir den Weg dahin," sprach der junge Mann.

„Ach mein Herr!" rief Ingénue, „ich kenne ja Paris fast gar nicht, ich gehe niemals allein aus, und bin in diesem Augenblicke so verstört, daß ich in der

That nicht weiß. — — O mein Vater! mein armer Vater! wenn ihm nur Nichts widerfahren ist!"

„Mein Freund," wendete sich der Unbekannte an einen Mann der denselben Weg zu verfolgen schien, „zeigt mir die Bernhardinerstraße, wenn Ihr sie wißt."

Der Mann verbeugte sich, ohne zu antworten und ging dann rasch voraus, mehr wie ein gehorchender Führer, als ein Vorübergehender, der nur eine Gefälligkeit erzeigt.

Nach vier oder fünf Hundert Schritten ruft Ingénue:

„Jetzt finde ich mich wieder zurecht! Das ist meine Straße!"

„Schön! und nun, da Sie etwas beruhigter sind, werden Sie wohl auch Ihr Haus wieder erkennen — nicht wahr, Mademoiselle?"

„Ja, mein Herr, ja!"

Und je näher Ingénue ihrem Hause kam, je heftiger zitterte sie, und je mehr beflügelte sie ihre Schritte.

Endlich erreichen die Flüchtenden Rétifs Thüre, in einem zurückspringenden Winkel der einsamen Straße, nur von einer rothen Laterne erleuchtet, die sich traurig in dem plötzlich entstehenden Sturmwinde schaukelte.

Jetzt erst wagt es Ingénue, einen schüchternen Blick auf ihren Retter zu werfen.

Es war ein noch junger Mann mit edlem Gesichte und einer eleganten Gestalt; seine Kleidung, die im Tumult halb zerrissen und in Unordnung gekommen war, verrieth weniger noch, als ein gewisses aristokratisches Parfüm, das seinem Haar, seiner feinen Wäsche entströmte, den Mann von Stande.

Während Ingénue schüchtern und ängstlich ihren Dank auszudrücken suchte, betrachtete sie der junge Mann aufmerksam, und fand sie ohne Zweifel sehr schön — wenigstens sprachen es seine dreisten Blicke aus.

Ingénue machte sich vom Arme des Unbekannten los.

„Werden Sie mir nicht anbieten, ein wenig mit zu Ihnen hinauf zu kommen, wäre es auch nur, um mich zu überzeugen, daß Sie in vollkommener Sicherheit sind?“ frug er Ingénue in jenem ungenirten Tone, der damals einer gewissen Classe der Gesellschaft eigen war, die nicht gewöhnt war, sich irgend ein Gelüsten zu versagen.

„Mein Herr, da mein Vater nicht zu Haus ist,“ antwortete Ingénue, „so erlaube ich mir nicht, Jemand in seine Wohnung einzuführen.“

„Und wie werden Sie dann selbst hineinkommen?“

„Ich habe meinen Schlüssel — den Gangschlüssel wenigstens.“

„Desto besser — Sie sind sehr schön, mein Kind!“

„Mein Herr —“ stammelte Ingénue mit einem Seufzer, der ihre steigende Todesangst verrieth.

„Was wünschen Sie?“

„O mein Herr! ich sterbe vor Unruhe über das Schicksal meines Vaters!“

„Aha! Sie möchten mich gern los sein?“

„O mein Herr! wenn Sie Ihr Werk krönen, und meinen Vater retten wollten, wie Sie mich gerettet haben!“

„Sie ist reizend! — Und wer ist Ihr Vater?“

„Er ist Schriftsteller, und heißt Rétif de la Bretonne.“

„Was? — Der Verfasser von **Fanchettens Füßchen**, und der **verführten Bäuerin?** — Und Sie sind die Tochter? — Sieh, sieh! Und wie heißen Sie?“

„Ingénue.“

„Ingénue?“

„Ja, mein Herr.“

„Himmlisch, auf meine Ehre! — Sie sind in jeder Beziehung Ihres Namens würdig!“

Und mit einer graziösen Verbeugung trat der Unbekannte einen Schritt zurück, um das junge Mädchen besser betrachten zu können, das sich durch diese Bewegung zu dem Glauben verleiten ließ, es solle eine Achtungsbezeugung sein.

„Ich gehe ins Haus, mein Herr; darf ich Sie aber um Ihren Namen bitten, damit ich wenigstens meinem Vater sagen kann, wem er die Rettung seines Kindes verdankt?“

„Mademoiselle, ich werde jedenfalls das Glück haben, Sie wieder zu sehen, und dann —“

„Mein Gott!“ rief Ingénue halblaut.

„Was ist Ihnen?“

„Jener Mann — der dort im Schatten lauert!“

„Nun, das ist ja derselbe, der so gefällig war, uns zum Führer zu dienen.“

„Aber was will er noch, da wir angelangt sind?“

„Befürchten Sie Nichts, Mademoiselle, denn dieser Mann —“

„Nun?“

„Nun, er gehört mir an.“

Ingénue erbebte, als sie die Unbeweglichkeit dieses

Gespenstes sah; sie zog ihren Schlüssel hervor, grüßte ihren Retter und wollte in das Haus gehen. Der Unbekannte hielt sie zurück.

„Ich komme da eben auf einen Einfall, mein schönes Kind," sagte er.

„Was ist es, mein Herr?"

„Ihre Ungeduld scheint mir nicht ganz natürlich; man verläßt einen Mann, dem man einen wichtigen Dienst verdankt, nicht so schnell, wenn man nicht einen anderen erwartet."

„O mein Herr! wie können Sie glauben —" rief Ingénue, erst erröthend, und dann erbleichend.

„Man hat viel außerordentlichere Dinge erlebt als das!" sprach der Fremde lachend; „warum sollte ein so hübsches Mädchen, wie Sie, nicht einen Liebhaber haben? Das Gegentheil wäre eher zum Verwundern."

Beschämt, und noch mehr erschrocken, als beschämt, schloß Ingénue schnell das Haus auf und schlüpfte in den Flur.

Der junge Mann versuchte vergebens, ihr nachzufolgen, so schnell und geschickt hatte sich ihm Ingénue entzogen.

Die Thüre war schon wieder zu, als er die Hand auf den Drücker legte, und er hörte noch von innen den Schlüssel abziehen.

„Wie ein Aal!" rief er; „auf meine Ehre, wie ein Aal!"

Dann wendete er sich an den Mann, der noch unbeweglich im Schatten wartete.

„Auger," sprach er, „Du hast dieses Mädchen gesehen? Du weißt ihre Adresse? Du weißt den Namen

des Vaters? Jetzt erinnere Dich an das eine: daß ich dieses Mädchen liebe."

„Gut, Monseigneur," sprach der Andere, sich ehrfurchtsvoll verneigend. „Ich erlaube mir nur Ew. Königl. Hoheit dagegen zu bemerken, daß die Straßen von Paris in diesem Augenblicke keineswegs sicher sind, daß man dort drüben gefeuert hat, und daß auf dem Grèveplatze jetzt noch geschossen wird. Die Kugeln sind blind, wie Ew. Hoheit so eben diesem kleinen Mädchen zu sagen beliebten."

„So laß' uns gehen; aber behalte ja die Adresse genau."

„Ohne Sorge, Monseigneur."

„Nicht wahr, Du bist auch der Meinung, daß sie einen Liebhaber erwartete?"

„Ich werde morgen früh die Ehre haben, Ew. Königl. Hoheit darüber gewisse Nachricht zu ertheilen."

VIII.

Christian.

Ingénues schnelle Flucht ins Haus hatte zweierlei Ursachen: Furcht und Hoffnung.

Fürchtete sie das längere Zusammensein mit dem jungen Manne auf der Straße, so hoffte sie dagegen wieder auf die Anwesenheit eines anderen jungen Mannes im Hause.

Darum hatte sie sich in Réveillons Hause so schnell bereitwillig zur Heimkehr erklärt, darum hatte sie sich unterwegs so oft umgesehen, während Rétif vergebens seine schönste Moral in den gewähltesten Redensarten an sie verschwendete.

Darum endlich hatte sie sich damit begnügt, statt dem Unbekannten, der sie mit eigner Gefahr aus dem Gewühl gerettet, so erkenntlich zu sein, wie sie es vielleicht hätte sein können, ihren Dank auf eine Weise auszudrücken, die diesem Argwohn eingeflößt hatte.

Die große Tugend junger Mädchen gleicht nur zu oft der reinen Spiegelung eines Sees; ihre Klarheit hängt von der Heiterkeit des Firmaments ab.

In der That fand Ingénue, nachdem sie rasch zwei Etagen hinangestiegen war, auf dem oberen Treppenabsatze einen jungen Mann, auf der Stufe sitzend, den Kopf in beide Hände gestützt, der aber, sobald er ihre Schritte erkannte, rasch aufstand.

„Sind Sie es, Mademoiselle Ingénue?" frug er.

„Ich bin es, Herr Christian."

„Ich habe Sie mit schmerzlicher Ungeduld erwartet. Kommt Ihr Vater mit Ihnen? Zündet er sich, wie gewöhnlich, sein Licht beim Gewürzkrämer an?"

„Ach! mein Vater ist noch nicht heimgekehrt — wird vielleicht nie wieder heimkehren!"

„Wie? Und in welchem Tone sagen Sie mir das, Mademoiselle!"

„Sie wissen also Nichts?"

„Was denn?"

„Daß man in den Straßen kämpft?"

„Wäre das möglich?"

„Man schießt, man tödtet alle Menschen — Ich wäre fast erschossen worden — o mein Himmel! mein Vater ist es vielleicht!"

„Weinen Sie nicht, Mademoiselle, noch ist Hoffnung!"

„Nein, nein, da wäre er schon heimgekehrt."

„Hoffen Sie, sage ich Ihnen; — da Sie heimgekehrt sind —"

„Mich hat man gerettet — aber er —"

„Wer hat Sie gerettet?"



„Ein Mann, ein junger Mann — Ach Herr Christian! mein armer Vater kommt gewiß nicht wieder!"

„Soll ich ihn aufsuchen —?"

„Ich möchte es — und möchte es auch wieder nicht."

„Ich hoffte seit lange auf diesen Augenblick, um Ihnen endlich ein Wort sagen zu können — Ihnen ganz allein! ich weiß wo Sie heute gespeist haben, ich habe Sie mit Ihrem Vater dort weggehen sehen, als die Arbeiter vor der Thüre standen; ich bin Ihnen vorausgeeilt, um zuerst hier anzulangen, Sie auf der Treppe zu erwarten."

„Aber, Herr Christian —"

„Ach! wie lange sind Sie geblieben! mit welcher Angst habe ich Sie erwartet, wie oft habe ich die Thüre dieses kleinen Stübchens, das ich im Hause gemiethet, um mir den Hausschlüssel als Miether zu verschaffen, auf= und zugemacht! Ach Mademoiselle Ingénue! sechs Wochen sind es nun schon, daß ich Sie täglich sehe, und seit drei Tagen erst ist mir das Glück zu Theil geworden, mit Ihnen ein flüchtiges Wort sprechen zu können — ich halte das nicht länger aus, Sie müssen mir sagen, was Sie von mir denken!"

„Herr Christian, ich denke, daß Sie ein eben so ehrenhafter, wie gegen mich gütiger und nachsichtiger junger Mann sind."

„Und das ist Alles?"

„Aber dieses Stübchen, das Sie gemiethet haben und nicht bewohnen, diese Kleidung, die nicht Ihre gewöhnliche Kleidung ist, diese Hast, mit der Sie mich ausfragen — mit einem Worte, Herr Christian, Sie

sehen wohl klar in Ihr Herz — aber ich, ich finde mich selbst in dem meinigen nicht zurecht."

„Mademoiselle, es scheint mir, wenn die Nachbarn Sie so mit mir auf dem Treppenflur sprechen sähen, es könnte Sie compromittiren, und dann —"

„So sagen wir uns denn Lebewohl, Herr Christian."

„Wie? Sie wollen mir nicht einmal die Gunst gewähren, in Ihre Wohnung treten, dort mit Ihnen sprechen zu dürfen — Ach Mademoiselle! Sie lieben mich also nicht?"

„Wie eilig Sie sind, Herr Christian! Sie lieben!"

„O — ich hielt Sie für gefühlvoller; Ihre Augen sprachen etwas Anderes aus, als jetzt Ihr Mund ausspricht!"

„Es kommt Jemand; gehen Sie, gehen Sie!"

„Es ist jenes neugierige alte Weib, der ich das Stübchen abgemiethet habe; wenn sie uns gesehen hat —"

„Mein Gott! So gehen Sie doch!"

„Und so eben wird auch eine Thüre im unteren Stockwerke geöffnet — Was thun?"

„Man wird schlecht von mir denken, und doch habe ich nichts Böses gethan!" rief Ingénue, fast weinend.

„Schnell, schnell! gehen Sie hinein! Die Alte kommt herab, und von unten kommt ebenfalls Jemand."

Von der Angst überwältigt, öffnete Ingénue fast willenlos die Thüre ihrer Wohnung, in die Christian dicht hinter ihr eintrat.

Sie schlossen die Thüre augenblicklich wieder, Chri=

stian mit stürmisch klopfendem Herzen, Ingénue in einer Art von Verzweiflung, welche die Sorge um ihren Vater noch steigerte.

Plötzlich schallt ein eiliger Schritt auf dem Treppenflur, man hört eine laute, ängstliche Stimme:

„Ingénue, Ingénue! Bist Du da?"

„Mein Vater! mein Vater!" rief das junge Mädchen von innen, halb freudig, halb erschrocken.

„So mache doch auf," sagte Rétif.

„Was soll ich thun?" flüsterte Ingénue.

„Oeffnen Sie," sprach Christian leise aber entschlossen und schob selbst den Riegel zurück.

Rétif stürzte, vor Freude weinend, in die Arme seiner Tochter.

„So sind wir denn Beide gerettet!" rief er.

„Ja, mein Vater, ja! — Aber wie sind Sie davon gekommen?"

„Niedergeworfen, mit Füßen getreten — aber zu meinem Glücke, denn dadurch bin ich den Kugeln entgangen — dann raffte ich mich auf — lief, so schnell ich konnte, um Dich zu suchen — Dich rufend — Ach! was habe ich gelitten auf dem Wege hierher — und als ich noch kein Licht an Deinem Fenster sah — Aber Gott sei gepriesen! Da bist Du ja, ich habe Dich wieder! Und nun sage, wie hast Du Dich gerettet?"

„Ein großmüthiger Unbekannter hat mich dem Gewühl entrissen, hat mich bis hierher geleitet."

„Und Du hast nicht sogleich Deine Lampe angezündet? Ach, wie hat mich die Dunkelheit erschreckt und geängstigt!"

„Mein guter Vater!“

Und Beide umarmten sich nochmals.

Ingénue hatte gehofft, daß Christian den Augenblick benutzt haben würde, um sich zu verbergen; aber ganz im Gegentheil trat er, als Ingénue zitternd die Lampe angezündet hatte, näher, und Rétif gewahrte über die Schulter seiner Tochter Christian, der ihn mit Anstand begrüßte.

„Wer ist da?“ rief er überrascht. „Guten Abend, mein Herr — Wie? ein Herr bei Dir!“

Ingénue stammelte einige unverständliche Worte.

„Mein Herr,“ sprach Christian, dicht herantretend, „Sie sind mit Recht verwundert, mich hier bei Ihrer Mademoiselle Tochter zu finden —“

„Sollten Sie —“ unterbrach ihn Rétif, „sollten Sie vielleicht der großmüthige Retter meiner Ingénue sein? In diesem Falle, mein Herr, empfangen Sie meinen wärmsten Dank.“

Rétif erinnerte sich einer ähnlichen Scene in seiner **Verführten Bäuerin,** und bereitete sich vor, seine Rolle mit aller Majestät zu spielen.

Der junge Mann schien sich aber nicht so leicht aus der Fassung bringen zu lassen.

„Ich bin so eben erst hierhergekommen, mein Herr, um Mademoiselle meine Liebe zu erklären.“

„Oho! oho!“ rief Rétif überrascht; „Sie kennen also Ingénue?“

„Seit lange schon, mein Herr.“

„Und ich wußte Nichts davon?“

„Auch Mademoiselle wußte es nicht. Ich habe

erst drei Mal die Ehre gehabt, sie bei zufälliger Begegnung zu sprechen."

„Wirklich? Und wo sind Sie ihr begegnet?"

„Ich bewohne ein Zimmer dieses Hauses."

Rétifs Erstaunen steigerte sich immer mehr.

„Ich bin ein Arbeiter, ein Ciseleur," fuhr Christian fort, „und verdiene mir meinen Unterhalt in ehrenhafter Weise."

Rétif ließ seine grauen Augen auf die Hände des jungen Mannes fallen.

„Wieviel verdienen Sie sich?" frug er.

„Vier bis sechs Livres täglich."

„Das ist ein ganz hübscher Verdienst."

Rétif betrachtete immerfort Christians, für einen Ciseleur außerordentlich weißen und feinen Hände, was dieser bemerkte und sie etwas verlegen zu reiben begann.

Rétif verweilte einige Secunden in stillschweigendem Nachdenken.

„Und Sie kommen also jetzt hierher," fuhr er dann fort, „um meiner Tocher zu sagen, daß Sie sie lieben?"

„Ja, mein Herr; ich kam im Augenblicke an, als Mademoiselle die Thüre schloß, und bat sie inständigst, mich eintreten zu lassen."

„So, so; und sie willigte ein?"

„Wir haben bis jetzt von Ihnen gesprochen, mein Herr, da Mademoiselle in höchster Unruhe um Sie war."

„Ja, ja, von mir — um den sie in Unruhe war —" murmelte Rétif wie in Gedanken und warf Ingénue dabei einen forschenden Blick zu.

Das arme Kind ward roth wie eine Rose.

„Wie konnte ich mir einbilden," fuhr der Vater mit sich selbst sprechend fort, „daß sie nicht liebe, und nicht geliebt werde?"

Dann faßte er die Hand des jungen Mannes.

„Mein Herr," sprach er, „ich kenne zwar nunmehr Ihre Gefühle; lassen Sie mich jetzt auch Ihre Absichten wissen."

„Ich beabsichtige, mich offen und ehrlich um Mademoiselles Hand zu bewerben, wenn Sie sich entschließen könnte, mich zu lieben."

„So, so; und Sie heißen?

„Christian."

„Christian? Das ist kein Name."

„Es ist der meinige."

„Oder vielmehr kein französischer."

„Ich bin auch in der That ein halber Ausländer; meine Mutter ist eine Polin."

„Und Sie sind ein Arbeiter?"

„Ja, mein Herr."

„Eiseleur?"

„Wie ich bereits die Ehre hatte, Ihnen zu sagen," erwiderte der junge Mann, eben so erstaunt als verlegen über Rétifs beharrliche Fragen.

„Bleibe hier, Ingénue," sprach dieser, „damit ich dem Herrn das Innere der Familie zeige, in welche einzutreten er sich die Ehre erbittet."

Ingénue setzte sich, zum Scheine mit irgend einer weiblichen Arbeit, an einen Tisch, und Christian folgte Rétif.

„Hier, mein Herr," fuhr dieser fort, nachdem er

Christian in sein nebenangelegenes ärmliches, mit allerhand Malereien und Kupferstichen tapeziertes Zimmer geführt hatte, „hier sehen Sie mein Arbeitskabinet; hier sehen Sie die Bildnisse Derer, die mich gezeugt, so wie Derer, denen meine Werke das Dasein gegeben haben. Diese Pastells sind mein Vater, meine Mutter, meine Großeltern; diese Kupferstiche stellen die interessantesten Scenen meiner Romane dar. Die ersteren waren und sind noch ehrenwerthe Landbebauer, aus dem Volke hervorgegangen, obwohl ich behaupte, meine Abstammung bis auf Pertinax zurückführen zu können, wie Sie wissen werden."

„Ich wußte allerdings nicht —" stammelte der junge Mann verlegen.

„Natürlich, weil Sie meine Werke nicht gelesen haben," fuhr Rétif kalt fort, „sonst würden Sie eine Genealogie gefunden haben, die ich selbst aufgestellt und dadurch unumstößlich bewiesen habe, daß meine Familie von Pertinax abstammt, was auf Lateinisch soviel wie Rétif in unserer Sprache heißt."*)

Christian erröthete vor dem forschenden Blick des Schriftstellers.

„Was Sie aber noch mehr verwundern wird," sprach er weiter, „das ist, daß das Blut der Pertinax in meinen Adern eine vollständige Umwandlung erlitten hat, und das Blut des Landmanns jetzt so darin vorwaltet, daß ich selbst einem Monarchen die Hand meiner Tochter verweigern würde, wenn er sie begehrte; ich habe die genealogische Tabelle in dem Grade über

*) rétif, hartnäckig, störrisch.

Bord geworfen, daß mir der Landmann jetzt als das Ideal der Aristokratie erscheint. Die Verwandtschaft mit einem Könige würde ich als unter meinem Stand betrachten, und selbst einen simplen Edelmann würde ich nicht zum Schwiegersohn annehmen."

Und bei diesen letzten Worten richtete Rétif seine beobachtenden Blicke noch viel schärfer als vorher auf Christians Hände.

„Nun, was denken Sie davon?" schloß er seine Rede.

„Alles was Sie mir da sagen, mein Herr, scheint mir ein sehr vernünftiges und weises Raisonnement zu sein; allein es will mich bedünken, als ob Sie Ihr Vorurtheil gegen das königliche Blut, dem Sie selbst entsprossen sind, etwas zu willkührlich und zu tyrannisch ausdehnen."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, die Philosophie strebt darnach, den Adel als besondere Gattung zu vertilgen; nichts destoweniger achten aber die Philosophen doch noch die guten Ausnahmen."

„Gewiß, gewiß! Aber was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts, mein Herr, nichts!" erwiderte Christian lebhaft.

„Indeß, Sie vertheidigen doch immer den Adel gegen mich, Sie, ein Ciseleur, ein Handarbeiter!"

„Nicht mehr wie Sie, der Abkömmling des Kaisers Pertinax, ihn gegen mich, den Ciseleur, angreifen."

Es verdroß Rétif sichtlich, sich geschlagen zu sehen.

„Sie besitzen Geist, mein Herr," sprach er etwas spitz.

„Nur eben so viel, um Sie verstehen zu können, mein Herr, und das ist Alles, wonach ich strebe," erwiderte Christian.

Rétif lächelte.

Christian hoffte schon, sich durch diese feine Wendung mit seinem künftigen Schwiegervater wieder ausgesöhnt zu haben.

Das war aber nicht Rétifs Rechnung; er machte sowohl seinen Namen wie seiner Abstammung vom Kaiser Pertinax Ehre, er war starrköpfig im höchsten Grade.

„Gestehen Sie es nur," sprach er zu Christian, „Sie sind hierher gekommen, um, wie alle jungen Leute, mit Ingénue einen Liebeshandel anzuknüpfen, ohne anderweite Absichten."

„Sie irren, mein Herr, da ich um die Hand Ihrer Mademoiselle Tochter in aller Form bei Ihnen anhalte."

„Gestehen Sie wenigstens, daß Sie sich von ihr wiedergeliebt wissen."

„Darf ich ganz offen sprechen?"

„Da es bei mir kein anderes Mittel giebt, müssen Sie es sogar."

„Nun denn, ja, mein Herr," rief der junge Mann, von der anscheinenden Gutmüthigkeit des Romanschreibers getäuscht, „ja, ich werde von ihr wiedergeliebt, und das allein macht mich so kühn!"

„Ich sehe also," entgegnete Rétif, sich plötzlich emporrichtend, „daß Sie bereits Ihre Maßregeln getroffen, daß Sie Ihre Verführungskünste und Fall-

stricke geschickt gegen die arme Ingénue angewendet haben!"

„Mein Herr!"

„Ich sehe, daß Sie zu diesem Zweck ein Zimmer in diesem Hause gemiethet, daß Sie diesen Abend den Moment benutzt haben, wo Sie mich abwesend wußten, vielleicht getödtet wähnten, um bei ihr einzudringen!"

„Mein Herr, mein Herr! Sie haben mich in einem unwürdigen Verdacht!"

„Was da! ich bin ein wenig Menschenkenner, ich kenne alle diese Schliche und Ränke; ich bin so eben mit einem Buche beschäftigt, das mein größtes Werk werden soll, betitelt: **das entschleierte menschliche Herz.**"

„Ich glaube Ihnen dennoch versichern zu können, mein Herr, daß Sie das meinige nicht kennen."

„Wer das menschliche Herz kennt, kennt sie alle."

„Aber ich betheure Ihnen —"

„Betheuren Sie nicht, das würde Ihnen durchaus zu Nichts helfen — Sie haben gehört, was ich so eben zu Ihnen sagte?"

„Gewiß; aber lassen Sie auch mich sprechen."

„Wozu?"

„Es ist eines ehrenhaften Mannes unwürdig, in seiner eigenen Sache Richter und Partei zugleich sein zu wollen; es ist noch viel weniger eines Schriftstellers, eines Dichters würdig, der die Gefühle so schön schildert, auf kein Gefühl zu achten! Ich bitte Sie, lassen Sie mich sprechen!"

„Nun denn, so reden Sie, wenn Sie durchaus darauf bestehen."

„Mein Herr, und wenn nun Ihre Tochter eine Neigung zu mir gefaßt hat, wollen Sie sie unglücklich machen? — Ich spreche hier nicht von mir — und doch dürfte ich es werth sein, auch von mir zu sprechen."

„Aha!" rief Rétif, diese letzten Worte aufnehmend, auf die er gelauert zu haben schien; „ei ja doch, Sie sind es werth — sind sogar viel werth. — Wer weiß, ob es nicht gerade das ist, was ich an Ihnen auszusetzen habe! Sagen wir es gerade heraus: Sie sind eben zu werthvoll."

„Keine Ironie, ich beschwöre Sie!"

„Ich denke nicht daran, ironisch zu sein, mein werther Herr; Sie kennen meine Bedingungen, mein Ultimatum — wie man sich in der Politik auszudrücken pflegt."

„Wiederholen Sie es mir," sprach der junge Mann niedergeschlagen.

„Nun denn, ich wiederhole es, nur ein ehrsamer Bürgersmann, ein Handwerker, ein Kaufmann, kann der Gatte meiner Tochter werden."

„Aber ich bin ja ein Handwerker!" sagte Christian schüchtern.

„Ein Handwerker?" rief Rétif mit erhobener Stimme; „blicken Sie auf Ihre Hände, mein Herr, und verurtheilen Sie sich selbst!"

Und sich majestätisch in seinen alten Ueberrock hüllend, grüßte Rétif den jungen Mann mit einer Miene, die jeden Einspruch abschnitt und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

IX.

Rétifs Verdacht bestätigt sich.

Christian, der sich von dem demokratischen Abkömmlinge des Kaisers Pertinax förmlich in die Flucht geschlagen sah, ging traurig an dem Tische vorüber, auf den sich Ingénue, im Augenblicke, als ihr Vater und ihr Geliebter verschwunden waren, zitternd, mit klopfendem Herzen und fast verzweifelnd gestützt hatte.

Christian zitterte nicht weniger als seine Geliebte.

„Leben Sie wohl, Mademoiselle! leben Sie auf ewig wohl!“ sprach er wehmüthig, „da denn Ihr Herr Vater einmal der hartherzigste und grausamste aller Menschen ist!“

Ingénue sprang vom Stuhle auf, als ob sie von einer Feder emporgeschnellt würde, und sah ihren Vater mit einem festen, hellen Blicke an, der die energischste Protestation gegen seinen Ausspruch enthielt.

Rétif schüttelte seine Achseln, als wollte er das gegen ihn aufziehende Gewitter im Voraus abschütteln,

begleitete Christian bis an den Treppenflur, machte ihm eine höfliche Verbeugung, und verschloß und verriegelte dann die Thüre hinter ihm.

Man hörte Christian langsam und schwerfällig, wie todtmüde, die Treppe hinabsteigen.

Als Rétif wieder ins Zimmer kam, fand er Ingénue noch auf derselben Stelle, wo er sie verlassen, gerade und hoch aufgerichtet stehend, und starr in die Kerze vor sich blickend; sie richtete kein Wort an ihren Vater.

Rétif befand sich sichtlich in sehr unbehaglicher Stimmung; es ward ihm schwer, Ingénue entgegen zu sein, aber viel schwerer wäre es ihm noch geworden, seinen Vorurtheilen zu entsagen.

„Du bist böse auf mich?“ sprach er nach einigem Stillschweigen.

„Nein,“ antwortete Ingénue ruhig; „ich habe nicht das Recht dazu.“

„Wie, Du hast nicht das Recht dazu?“

„Sind Sie nicht mein Vater?“

Sie sprach diese Worte mit einem fast bitteren Ausdruck.

Rétif erschrack; es war dies das erste Mal, daß er einen solchen Ausdruck, ein solches Lächeln an seiner Tochter gewahrte.

Er ging ans Fenster, öffnete es, lehnte sich hinaus, und sah den jungen Mann das Haus verlassen, die Thüre hinter sich schließen, und langsam, mit auf die Brust gebeugtem Haupte, die Straße hinabgehen.

Christians Haltung und ganzes Wesen verkündeten die heftigste Verzweiflung.

Einen Augenblick schoß Rétif der Gedanke durch den Kopf, daß er sich doch wohl geirrt haben könne, und daß der junge Mann, den er so hart abgewiesen, doch vielleicht ein Handwerker sein könnte.

Dann aber bedachte er wieder diese elegante Sprache, diese zarten weißen Hände, diesen aristokratischen Duft, der gleichsam seinem ganzen Wesen entströmte.

Ein solcher Liebhaber konnte kein gewöhnlicher Ciseleur sein, es müßte denn ein solcher sein, wie Benvenuto Cellinis Ascanio.

Ganz entschieden, es war ein verkappter Edelmann!

Auf jeden Fall war es aber ersichtlich, daß dieser Edelmann Ingénue wirklich lieben müsse, da er um ihretwillen einen solchen Schritt gethan, und daß er entweder einen gewaltsamen Versuch wagen werde, um zum Ziele zu gelangen, oder sich am Ende wohl gar aus Verzweiflung das Leben nehmen könne.

Welche Vorwürfe müßte er sich machen, wenn dies Letztere wirklich eintreten sollte!

Welche Gewissensbisse für ein gefühlvolles Herz, für eine so philantropische Seele, für den intimen Freund Merciers, dieses gefühlvollsten Philantropen, den es seit Jean-Jaques-Rousseau gegeben hat — die eigene Gefahr ganz abgerechnet, sich der Wuth und Rache einer trauernden Familie ausgesetzt zu sehen!

Und was würde man zu einem Dichter sagen, dachte er, der eines solchen Mißbrauchs der väterlichen Autorität fähig ist?

Rétif wollte wenigstens, diesen peinlichen Zweifeln gegenüber, ins Reine kommen. Christian konnte doch

möglicher Weise ein Handwerker sein, dieser Gedanke quälte ihn am Meisten — denn, wir müssen es zur Ehre unseres Romandichters sagen, die Furcht vor der Gefahr, in die ihn die Rache einer traurenden, vielleicht mächtigen Familie bringen konnte, stand bei ihm erst in zweiter Linie.

Und einen raschen Entschluß fassend, nahm Rétif Hut und Stock und eilte der Thüre zu.

Ingénue, die entweder den Ideengang ihres Vaters errathen, oder deren taubenreines Gemüth keinen Groll bewahren konnte, lächelte Rétif lieblich zu.

Doppelt ermuthigt durch dies Lächeln seines Abgottes, stürzte Rétif mit der Hast eines sechszehnjährigen Jünglings die Treppe hinab.

Nachdem er sich überzeugt, daß der traurig dahin schleichende Christian ihn weder gesehen noch gehört hatte, drückte er sich längs den Häusern hin, stets bereit, stehen zu bleiben oder sich zu verbergen, wenn der junge Mann etwa zufällig den Kopf nach ihm wenden sollte.

Die Nacht war finster, rings umher Alles einsam, und dies begünstigte Rétifs Vorhaben nicht wenig.

Zudem setzte der junge Mann seinen Weg fort, ohne nur ein Mal nach der Bernhardinerstraße zurückzublicken, obgleich er sein Leben in dieser Straße zurückließ.

Rétif folgte ihm in einer Entfernung von fünfzig bis sechszig Schritten; er sah ihn nach der Brücke Saint-Michel einbiegen, sich dem Parapet nähern und im Nu darauf springen.

Der Alte war schon im Begriff zu schreien, um

ihn zu verhindern, sich in den Fluß zu stürzen, wie er glaubte.

Aber im selben Augenblicke erhob sich ein neues Geschrei von dem Place-Dauphine her, und durch das Schreien hörte man wie eine furchtbare Explosion.

Dieser doppelte Lärm fesselte beide Männer an ihrer Stelle fest, und schien zumal den ersteren in der Ausführung seines Entschlusses aufzuhalten.

Christian sprang vom Parapet herab und rannte wie ein Besessener dem Place-Dauphine zu.

„Er hat seinen Entschluß geändert und läuft dem Gewehrfeuer entgegen,“ dachte Rétif; „er zieht das Erschießen dem Ertränken vor — ganz entschieden, er ist ein Edelmann!“

Nichtsdestoweniger eilte Rétif seinem abgewiesenen Schwiegersohne nach, so rasch ihn seine Beine zu tragen vermochten, schlüpfte wie ein Aal durch die ihm entgegenkommenden Flüchtlinge, und die mit wildem Geschrei hin- und herlaufenden, mit Säbeln und Flinten bewaffneten Gruppen der Aufrührer.

Vor allen Dingen müssen wir aber dem Leser berichten, was sich hier nach jenem ersten Angriffe der reitenden Schaarwache auf das Volk zugetragen hatte.

Durch den Anblick der hier und da das Pflaster bedeckenden todten und verwundeten Brüder nur zu größerer Wuth gereizt, hatten die Aufrührer einen Moment benutzt, wo die Reiter durch den Choc ein wenig auseinandergekommen waren, um sie nun ihrerseits mit Steinwürfen, Stöcken, eisernen Stangen und Schmiedehämmern anzugreifen.

Es ist interessant zu beobachten, wie bei dergleichen

Aufständen in einem Augenblicke Alles zur Waffe, und zwar zur furchtbaren Waffe wird, und eben so muß man zum Lobe des Volkes von 1788 und 1789 sagen, das man nur zu häufig mit jenem Pöbel von 1793 verwechselt, daß es sich in den ersten Kämpfen der Revolution, wenn schon mit sehr ungleichen Waffen, doch tapfer und ehrenhaft geschlagen hat.

So hatten sich denn die Aufrührer sehr bald der Säbel, Pistolen und Carabiner der Todten und Besiegten bemächtigt, die übrigen Reiter vollends in die Flucht geschlagen, und schritten nun ihrerseits, ermuthigt durch diesen glücklichen Erfolg, zum Angriff eines Wachtpostens der Schaarwache zu Fuß an der Bildsäule Heinrichs IV., der während dieses ersten Kampfes, statt seinen Kameraden zu Hülfe zu eilen und die Aufständischen zwischen zwei Feuer zu bringen, ruhig zugesehen hatte.

Das Volk, das diese Unthätigkeit jedenfalls für Schwäche angesehen, hatte sich nun nach dem ersten Siege über diesen Wachtposten hergemacht, der nach kurzer und schlechter Gegenwehr die Waffen wegwarf und nach allen Seiten auseinander stäubte, was natürlich den Tod oder die Verwundung einiger dieser Flüchtlinge zur Folge hatte.

In den ersten Augenblicken des Zornes, des Siegesrausches und des Enthusiasmus, ist das Volk aller Orten und aller Zeiten sehr leicht zu Zerstörungen geneigt: es ist gleichsam, als wolle es sich nicht an Lebenden rächen und ziehe es vor, seinen Grimm an leblosen Gegenständen auszulassen; es gewährt ihm die-

selbe Befriedigung und thut nur dem Holze und den Steinen weh. Man zündete das Wachthaus an.

Gerade in diesem Augenblicke des Triumphes und der Siegesfreude war es, als Christian und Rétif de la Bretonne auf dem Schauplatze anlangten.

Indeß sollte diese Siegesfreude nur von kurzer Dauer sein.

Mehrere in der Eile zusammengezogene Truppendetaschements hatten die Sieger auf dem Grèveplatze mit einem so lebhaften und wohlunterhaltenen Feuer empfangen, daß mehr als ein Drittel derselben niedergestreckt worden waren. Dieses Gewehrfeuer war es, welches Christian und Rétif von dem Place-Dauphine, von wo es das Echo zurückhallte, gehört hatten, und dorthin richtete Christian seinen Lauf.

Er gelangte über die Michaelsbrücke auf den Quai des Morfondus und befand sich plötzlich dem brennenden Wachthause gegenüber, dessen Gluth weithin die Gegend am Flusse bis zum Louvre hin erleuchtete.

In diesem brennenden Hause hatten die Brandstifter aber die zurückgebliebenen und geladenen Gewehre der Soldaten vergessen, und im Augenblicke als das Sparrwerk des kleinen Hauses in sich zusammenbrach, vernahm man das Krachen etlicher und zwanzig sich infolge der Gluth entladender Gewehre, das durch das Wehgeschrei von zehn oder zwölf von den Kugeln Verwundeter beantwortet ward. Unter diesen Letzteren befand sich auch Christian, der einen dieser Zufallsschüsse ins Bein bekommen hatte.

Rétif sah ihn niederstürzen, ohne sogleich die Ur-

sache zu begreifen, sah, wie viele der Umstehenden den anderen Verwundeten beisprangen, sie aufhoben, sie pflegten und beklagten.

Ein Mann von colossaler Gestalt und ausdrucksvollem Gesichte, dessen Häßlichkeit jedoch durch die Aufregung des Augenblicks und einem Zug von Gutmüthigkeit sehr gemildert ward, ging allen Anderen hierin besonders mit gutem Beispiele voran.

Fast gleichzeitig mit Rétif langte er bei Christian an, und hob ihn sanft mit seinen herkulischen Armen empor.

Noch mehrere Personen waren herzugeeilt.

Man frug nach seiner Wunde, nach seinem Namen, seiner Wohnung.

Halb ohnmächtig und den Schmerzen erliegend bemerkte Christian nicht, daß Rétif de la Bretonne dicht in seiner Nähe stand.

„Ich heiße Christian,“ stöhnte er, „und bin Page beim Herrn Grafen von Artois. — Tragt mich nach den Ställen, dort muß ein Chirurg sein.“

Rétif konnte einen Ausruf nicht unterdrücken, in welchem sich zugleich sein Bedauern und der Triumph seines bestätigten Verdachtes aussprach; und da sechs oder acht Personen sich erboten, den Verwundeten nach seiner Wohnung schaffen zu helfen, da er sah, daß er trotz seiner Wunde noch lebte, da er hörte, wie der starke Mann, in dessen Armen Christian lag, diesem mit mitleidiger Stimme versprach, ihn nicht zu verlassen, bis er ihn der Pflege des Wundarztes übergeben haben würde, kehrte Rétif langsamen Schrittes nach seiner Wohnung zurück, unterwegs mit sich kämpfend, ob er

seiner Ingénue sogleich die Trauerkunde vollständig mittheilen solle, oder ob es nicht besser sei, vor der Hand Nichts zu sagen und es abzuwarten, ob nicht Zeit und Abwesenheit sie am sichersten von dieser Leidenschaft heilen würden — eine List, welche den Vätern sehr häufig zu gelingen pflegt, zumal wenn ihnen dabei, wie es hier der Fall war, die Selbstachtung der Liebenden zu Hülfe kommt.

Verlassen wir aber jetzt Rétif de la Bretonne, der allein nach Hause geht, und Christian, der unter zahlreicher Begleitung nach seiner Wohnung geschafft wird, um das Bild dieses ersten Bürgerkrieges, der den furchtbaren Reigen so vieler nachfolgenden eröffnete, mit wenigen Zügen zu vollenden.

Der Kampf war an jenem Abende von den Behörden zwar anfänglich mit schwachen Mitteln, aber zugleich mit dem Vertrauen auf eine gewohnte Ueberlegenheit begonnen, und noch mehrere Stunden lang mit dem Muthe der Verzweiflung von Seiten der Aufständischen fortgesetzt worden.

Am anderen Tage entspann er sich von Neuem, und so fort, bis zum dritten Tage.

Schließlich behielten aber doch die Truppen des Königs die Oberhand. Die Hauptniederlage erlitten die in offene Empörer verwandelten Charivaristen beim Angriffe auf das Hôtel des Chevaliers von der Schaarwache in der Straße Meslay, wo sie zuerst von einem gut unterhaltenen Gewehrfeuer der Truppen empfangen und auf eine zweite, mittlerweile im Rücken aufmarschirte Truppenabtheilung geworfen wurden, die sie

wiederum mit dem Bajonnet der ersten zutrieb, und so ein fürchterliches Blutbad unter Aufständischen wie Neugierigen anrichtete.

Die Revolte war hiermit zu Ende; aber die Revolution hatte nunmehr begonnen.

X.

Der Versucher.

Es war am Tage nach diesen Metzeleien, die für unseren jungen Pagen, wie für Ingénues kaum erst entkeimte Liebe ein so verhängnißvolles Resultat gehabt hatten, als der Mann, den wir an jenem Abend als Führer Ingénues und ihres verdächtigen Beschützers nach der Bernhardinerstraße kennen gelernt haben, am hellen, lichten Tage in die Wohnung Rétifs de la Bretonne eintrat.

Dieser Mann, der hier wie eine jener geheimnißvollen Personen erschien, die in manchen Stücken plötzlich am Schlusse eines Aktes auftreten, um dem Gange des Dramas eine andere Wendung zu geben, war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, eine Art Lakay ohne Livré, mit flacher aber dreister Physiognomie, ein Ueberbleibsel jener großthuenden Lakayen des vorigen Jahrhunderts, deren Raçe nach einer glanzvollen Periode zum Heile der Gesellschaft aber allmälig zu ver-

löschen begann, und schon kaum mehr der Ehre des Gehangenwerdens für würdig erachtet ward.

Er trug einen schwarzgrauen Rock, einen jener Röcke, die keinen bestimmten Stand erkennen lassen; man konnte ihn ebenso gut für einen dienstfreien Huissier halten, der Sonntags spazieren geht, als für den Schreiber eines Notars, der bei irgend einem Clienten seines Patrons eine Einladung zu erschnappen sucht.

Ingénue, die immer noch auf eine Nachricht von Christian hoffte und harrte, war eben am Fenster, als dieser Mann sich dem Hause näherte, sie von der Straße aus höflich lächelnd begrüßte, in die Thüre trat, und die sechzig winklichen Stufen bis zu Rétifs Wohnung hinanstieg.

Obwohl etwas verwundert, von einem ihr gänzlich unbekannten Menschen so vertraulich gegrüßt zu werden, meinte Ingénue, es müsse wohl irgend ein Geschäftsfreund ihres Vaters sein, und öffnete auf erfolgtes Anklopfen ohne Arg die Treppenthüre.

„Herr Rétif de la Bretonne?“ frug der Unbekannte.

„Der wohnt hier, mein Herr.“

„Ich weiß es; ich wünschte aber zu wissen ob ich ihn in diesem Augenblick sprechen kann?“

„Ich bezweifle es, mein Herr; mein Vater ist eben mit Setzen beschäftigt und läßt sich nicht gern bei dieser Arbeit stören.“

„Ich möchte ihn allerdings nicht belästigen, Mademoiselle; inzwischen ist das, was ich ihm mitzutheilen habe, von größter Wichtigkeit.“

Und bei diesen Worten hatte der Unbekannte Ingé-

nue ganz unmerklich vor sich hergedrängt, war ins erste Zimmer getreten, und bethätigte seine Absicht, sich nicht so leichten Kaufes abweisen zu lassen, indem er ohne Weiteres Hut und Stock ablegte.

Dann ließ er sich bequem in einen Armstuhl sinken, zog ein Schnupftuch hervor, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und stieß ein langgedehntes „Ah!“ aus, was man etwa in die Worte übersetzen konnte: „Sie wohnen ganz verwünscht hoch!“

Ingénue folgte jeder Bewegung des Fremden mit verwunderten Blicken; es war sichtlich, daß sie fühlte, eine erhaltene Instruction ihres Vaters schon halb überschritten zu haben und es fast bereuete.

Der ungenirte Mann schien zu errathen, was in Ingénues Geiste vorgehe.

„Im Grunde, Mademoiselle,“ hob er an, „kann ich das, was ich Herrn Rétif de la Bretonne mitzutheilen habe, eben so gut Ihnen mittheilen.“

„So sprechen Sie, mein Herr, denn wenn es angeht, möchte ich meinen Vater allerdings nicht gern bei der Arbeit stören.“

„Ja, ja,“ fuhr der Fremde mit einem Blick auf Ingénue fort, vor dem sie unwillkührlich die ihrigen niederschlagen mußte, „ja, ja, das wird sogar besser sein; denn beim Lichte betrachtet, kann die Angelegenheit, die mich hierherführt, ebenso gut zwischen uns abgemacht werden, ohne daß Ihr Vater darum zu wissen braucht.“

„Aber, mein Herr, was betrifft denn diese Angelegenheit?“ frug Ingénue immer schüchterner.

„Sie selbst, Mademoiselle.“

„Mich?“ rief Ingénue verwundert.

„Allerdings, und ich sollte meinen, Sie sind wohl hübsch genug dazu.“

Ingénue ward purpurroth.

„Um Vergebung, mein Herr,“ frug sie, „darf ich fragen, wen ich die Ehre habe zu sprechen?“

„O — Mademoiselle! mein Name thut hier gar Nichts zur Sache; er ist Ihnen zuverlässig ganz fremd.“

„Gleichviel, mein Herr.“

„Nun denn, Auger, Mademoiselle.“

Ingénue verbeugte sich, mit dem Kopfe schüttelnd. In der That, dieser Name machte sie um Nichts klüger.

Aber in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens lag ein solcher Ausdruck von Unschuld, daß der Fremde, so wenig er auch sonst auf dergleichen geben mochte, sich nicht enthalten konnte, sie einige Minuten mit stillem Wohlgefallen zu betrachten.

Dies Stillschweigen mußte Ingénue natürlich befremden, denn sie sah wohl, daß der Fremde ihr etwas sagen wollte, was ihm auf den Lippen schwebte, und er sich dennoch nicht so recht auszusprechen getraute.

„Ich harre Ihrer Worte, mein Herr,“ sprach endlich Ingénue.

„Je nun — es ist freilich — “

„Sie zögern?“

„Es ist — es ist etwas schwer zu sagen.“

Ingénue erröthete nochmals, und dies Erröthen schien eben die Schranke zu sein, die der Fremde nicht zu überspringen wagte.

„Meiner Treu!“ rief er plötzlich; „am Ende ziehe

ich es doch vor, lieber mit Ihrem Herrn Vater zu sprechen, als mit Ihnen, Mademoiselle."

Ingénue begriff, daß es kein anderes Mittel gebe, um diesen Mann los zu werden.

„Nun so warten Sie einen Augenblick, mein Herr; ich werde meinen Vater sogleich benachrichtigen."

Sie verneigte sich leicht und ging in Rétifs Arbeitskabinet.

Rétif de la Bretonne war damals eben im Begriff seine Pariser Nächte herauszugeben; er stand vor dem Drucktische, seine Gedanken sogleich setzend, statt sie erst niederzuschreiben. Auf diese Weise sparte er doppelt: sowohl Zeit als Geld.

Es war an dem behaglichen Lächeln auf seinen Lippen deutlich sichtbar, daß ihm die gegenwärtige Arbeit selbst viel Vergnügen machte.

Rétif war ein ungemein eifriger Arbeiter, und, wie alle diese Leute, erhob er gewöhnlich einen großen Lärm sobald man ihn nur im mindesten bei der Arbeit störte; nichts destoweniger war es ihm nicht unlieb, nach zwei- oder dreistündigem angestrengten Fleiß seine Thüre einmal aufgehen zu sehen; er brömmelte zwar ein wenig, aber mehr um den Schein zu retten.

„Verzeihung, lieber Vater," sagte Ingénue beim Eintreten, „aber es ist ein Fremder da, ein Herr Auger, der wegen einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen verlangt."

„Herr Auger?" sprach Rétif, seine Erinnerungen sammelnd; „ist mir unbekannt."

„Nun, mein werther Herr, so werden wir Be-

kanntschaft machen!" ließ sich eine Stimme hinter Ingénue vernehmen.

Rétif blickte etwas verwundert auf, und gewahrte ein fremdes Gesicht über der Schulter seiner Tochter.

„So?" dehnte er hervor; „was soll's?"

„Würden Sie die Gefälligkeit haben, mein Herr, mir ein paar Worte unter vier Augen zu verstatten?"

Auf einen Wink ihres Vaters verließ Ingénue das Arbeitskabinet.

Der Unbekannte folgte ihr mit seinen Blicken, bis sich die Thüre hinter ihr geschlossen hatte, dann athmete er tief auf.

„Meiner Treu!" rief er, „jetzt fühle ich mich freier! Es ist, als ob mir in Gegenwart dieses unschuldigen Wesens, dieser reizenden Person, das Wort auf der Lippe erstürbe."

„Und warum das, mein Herr?" frug Rétif mit dem Ausdrucke des Staunens, der sich im Verlaufe des Gesprächs immer mehr steigerte.

„Je nun, wegen der Frage, welche ich Ihnen vorzulegen habe, mein werther Herr."

„Und diese Frage betrifft?"

„Hm! — Gehört Ihre Mademoiselle Tochter sich noch selbst an?"

„Wie meinen Sie das?" frug Rétif stutzend. „Sich selbst? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun denn, so muß ich mich verständlicher machen."

„Darum bitte ich."

„Ich gebe mir also die Ehre, Sie zu fragen, mein Herr, ob Ihre Tochter keinen Mann hat?"

„Nein.“

„Auch keinen Liebhaber?“

„Mein Herr!“ rief Rétif, sich um einige Zoll streckend.

„Ja, ja, ich begreife,“ sprach Auger mit einer fürchterlichen Ruhe; „auf den ersten Blick erscheint diese Frage allerdings etwas indiscret, indessen — sie ist es nicht so ganz.“

„Meinen Sie wirklich?“ antwortete Rétif starr vor Verwunderung.

„Zuverlässig! — denn ohne Zweifel wünschen Sie doch wohl Ihre Tochter reich und glücklich zu sehen?“

„Gewiß wünsche ich das, und es ist dies der Wunsch jedes Vaters, der eine Tochter von dem Alter wie die meinige besitzt.“

„Nun denn, mein Herr, Mademoiselle Ingénue würde um ein großes Glück kommen, wenn sie nicht mehr frei wäre.“

Rétif meinte, der Mann in dem grauen Rocke sei gekommen, um sich um seine Tochter zu bewerben, und betrachtete ihn von Kopf zu Füßen.

„Oho!“ murmelte er, „ein Antrag?“

„Je nun, freilich, mein Herr, ein Antrag ist es allerdings; nur — Was denken Sie mit Ihrer Tochter anzufangen?“

„Ich hoffe, Sie soll einst eine ehrbare Hausfrau werden, wie ich sie zur sittsamen Jungfrau erzogen habe, mein Herr.“

„Das heißt, Sie wollen sie an irgend einen Künstler, oder Mechaniker, oder an irgend einen armen Teufel von Dichter, von Journalisten verheirathen?“

„Nun? und wenn dem so wäre?“

„Je nun ja, man hat dergleichen schon häufig gesehen.“

„Erst gestern, mein Herr, hat sich ein dergleichen Bewerber, und in ehrenhaftester Weise, gemeldet.“

„Ich hoffe, Sie haben ihn abgewiesen?“

„Und warum hoffen Sie das, wenn ich bitten darf?“

„Weil ich Ihnen heute etwas Besseres zu bieten komme.“

„Besseres? Sie wissen ja nicht, was man mir geboten hat.“

„Gleichviel.“

„Aber —“

„Ich brauche es auch nicht zu wissen, da ich etwas Anderes bereits gewiß weiß.“

„Sprechen Sie.“

„Daß ich Ihnen jedenfalls etwas Besseres zu bieten habe — wie ich schon einmal gesagt habe — als man Ihnen gestern bieten konnte.“

Oho! — dachte Rétif, Ingénue steigt im Preise? Desto besser!

„Uebrigens weiß, oder errathe ich vielmehr —“ fuhr Auger fort. —

„Wer der Bewerber war?“

„Nun ja; ein unbedeutendes junges Menschchen —“

„Hm — ja.“

„Ohne einen Sou im Vermögen —“

„Das weiß ich nicht.“

„Ohne Stand —“

„Entschuldigung, er nannte sich einen Ciseleur.“

„Sehen Sie wohl: er nannte sich!“

„Ja, mein Herr, denn in Wahrheit — ich halte ihn für einen Edelmann.“

„Edelmann?“

„Ja, mein Herr, ein Edelmann!“

„Nun denn, und ich, Herr Rétif, ich wiederhole es, ich biete Ihnen etwas Besseres an.“

„Oho!“

„Einen Prinzen.“

„Einen Prinzen — der meine Tochter heirathen will?“

„Hm — ja!“

„Scherzen Sie?“

„Nicht im mindesten.“

„Einen Prinzen?“

„Wie ich Ihnen sage; Sie haben das Thun oder das Lassen.“

Rétif ward glühendroth, denn ein Zweifel stieg in ihm auf.

„Meine Tochter heirathen?“ wiederholte er mißtrauisch.

„Heirathen.“

„Ein Prinz sollte sich mit einem armen Mädchen vermählen?“

„Je nun, ich will gerade nicht sagen, daß er sich in der Notre-Dame mit ihr trauen lassen würde —“ sprach Auger impertinent, durch Rétifs Staunen ermuthigt.

„Dann, mein Herr,“ sprach Rétif, Auger starr ansehend; „wo will er sich denn mit ihr trauen lassen?“

„Was da!“ rief Auger, seine Hand vertraulich auf des Schriftstellers Schulter legend; „lassen wir allen

Scherz bei Seite, und gehen wir gerade auf die Sache los, mein lieber Herr Rétif; der Prinz hat Ihre Tochter gesehen, und liebt sie."

„Welcher Prinz?" frug Rétif, plötzlich eiseskalt werdend.

„Welcher Prinz?" sprach Auger, trotz seiner Keckheit durch Rétifs Ton doch ein wenig aus der Fassung gebracht; „alle Wetter! ein sehr vornehmer, ein ungeheuer reicher Prinz — mit einem Worte ein Prinz!"

„Mein Herr, ich weiß nicht was Sie mit Ihrem ewigen Lächeln sagen wollen; jedenfalls aber verspricht es entweder zu viel, oder zu wenig."

„So lassen Sie mich Ihnen zuvörderst sagen, Herr Rétif, was es Ihnen verspricht: Geld! viel Geld! ungeheuer viel Geld!"

Rétif schloß die Augen mit einem so sichtlichen Ausdruck von Widerwillen, fast von Ekel, daß Auger schnell hinzufügte:

„Ja, ja, ungeheures Geld! und mich will bedünken, mein lieber Herr Rétif, daß Sie dessen in Ihrem Leben noch zu wenig in Händen gehabt haben, um es nach seinem vollen Werthe zu schätzen."

„Aber, in Wahrheit, mein Herr, ich weiß nicht ob ich schlafe oder wache; wache ich, so muß ich mich selbst über meine Geduld wundern, Ihnen nur so lange zuzuhören."

„Immer hören Sie mir zu, Herr Rétif; Sie werden Nichts dabei verlieren, wenn Sie meine Definition des Geldes mit anhören. — Sie, der Sie weise Sprüche und Grundsätze zu Papiere bringen, beachten

Sie ein wenig das Gewicht der meinigen. — Das Geld, mein werthester Herr Rétif, das Geld —"

„Ich muß bitten, mein Herr —"

„Im Gegentheil, ich muß bitten, mich nicht gleich beim Anfange meiner Definition zu unterbrechen."

Rétif blickte um sich, als ob er jemand suche, der ihm beistehen könne, Auger zur Thüre hinauszuwerfen; aber er war allein, und seine Gestalt allerdings nicht geeignet, um es mit dem jungen, kräftigen Manne aufzunehmen, den er vor sich hatte.

Er faßte sich also in Geduld.

Zudem war die ganze Scene in seiner Eigenschaft als Beobachter, als socialer Schriftsteller, als Sittenmaler nicht ganz ohne Interesse für ihn; er wollte sehen, wieviel sich noch von jener prinzlichen Unverschämtheit inmitten dieser neuen, philosophischen, nach Freiheit ringenden Generation erhalten hatte.

Auger, der freilich nicht errathen konnte, was in Rétifs Seele vorging, und der sich in Folge seines steten Umganges mit verächtlichen Creaturen der Großen daran gewöhnt hatte, alles verächtlich zu behandeln, fuhr daher ruhig fort:

„Das Geld, mein lieber Herr Rétif, das heißt mit anderen Worten, eine andere Wohnung in einem anderen Hause und in einer anderen Straße, als diese hier; es heißt ein Mobiliar in dieser Wohnung, das in Nichts Ihren alten, wacklichen, wurmstichigen Tischen und Stühlen ähnlich ist, sondern ich verstehe darunter Fauteuils von Utrechter Sammet, Meubles von Rosenholz, Gardinen von Seidendamast, weiche türkische Fußteppiche im Winter, im Sommer spiegelblank

polirte Parquets, — — So lassen Sie mich doch reden, zum Teufel! — Ferner, Diener, welche alles das sauber und in Ordnung halten; auf dem Kamine eine schöne Pendeluhr von Boule, oder vergoldeter Bronze; Büffets mit sächsischem Porzellan und schwerem Silbergeschirr; gefüllte Keller, mit Burgunder für die Tage, wo Sie nicht arbeiten, und mit Bordeaux für die Tage, wo es Ihnen eben zu arbeiten beliebt."

„Mein Herr! mein Herr!" rief Rétif wie betäubt.

„Alle Tausend! So lassen Sie mich doch nur ausreden! Ferner eine Bibliothek — nicht etwa von alten Scharteken, wie Sie sie dort auf ungehobelten Bretern stehen haben, sondern prachtvoll eingebundene, schöne, gute Bücher — oder vielmehr, schlechte Bücher, wie Ihr sie liebt, Ihr Herren Romanschreiber, Dichter und Journalisten: Herrn von Voltaire, Jean-Jaques Rousseau, die ganze Encyclopädie, tausend Bände! Im Kamine ein immerwährendes Feuer aus königlichen Wäldern unterhalten; in den Officen ewige Lampen, auf den Tafeln unversiegbare Kerzen; Schränke und Schubfächer voll der schönsten Kleider und Wäsche — woran es Ihnen etwas zu mangeln scheint, mein werther Herr Rétif, — Schmuck, Dosen, Ringe, mit einem Worte, eine Toilette, die Sie um fünfzehn Jahre verjüngen und allen Weibern die Köpfe verdrehen wird."

„Die Weiber, die Weiber! — "

„Ja, ja, wie damals, wo Sie erst fünfundzwanzig Jahre alt waren, wo Sie als verliebter Herkules jene wonnigen Spaziergänge mit Mademoiselle Ginant und noch drei Anderen machten — Ah! sehen Sie, mein Herr Rétif de la Bretonne, ich lese Ihre Bü-

cher, so schlecht sie auch gedruckt sind; wir kennen Ihre Histörchen; wir haben Ihr Drama: die Braut, studirt! — Nun denn, Alles das sollen Sie haben, mein werther Herr Rétif, ein Hôtel, Meubles, Geld, — und noch viel mehr, oder ich will nicht mehr Auger heißen!"

„Zum Schluß, mein Herr, zum Schluß!"

„Nun, der Schluß ist ja eben, daß der Prinz Ihnen Alles das, und Ihrer Tochter noch obendrein eine gute Aussteuer geben wird.

„Herr! — spotten Sie meiner!" rief Rétif wüthend und sein schwarzes Sammtkäppchen auf den Schädel festdrückend, „oder glauben Sie, mir ernstlich einen so nichtswürdigen Handel ungestraft bieten zu können?"

„Deswegen komme ich ja her, lieber Herr Rétif, und von irgend einer Strafe kann ja weder für Sie noch für mich die Rede sein; nur haben Sie einen falschen Ausdruck gewählt: es ist kein nichtswürdiger Handel, sondern ein guter, ein ganz excellenter Handel, für Sie sowohl, wie für Ihre Tochter!"

„Wie? Sie bieten mir Schimpf und Schande — "

„Erlauben Sie mir die Frage: Sind Sie verrückt?

„Ja, ja, die Schande meines Kindes!"

„Schande? Ei warum nicht gar! Mademoiselle Rétif, eine uneheliche Tochter, beschimpft durch die Liebe eines Prinzen? Ja — bin ich denn noch bei Sinnen? — Oder wollen Sie mir Ihren selbstgeschmiedeten Stammbaum bis hinauf zum Kaiser Pertinax wirklich für baare Münze ausgeben? War denn Odette von Champdivers etwa entehrt? War Agnes Sorel entehrt? War Diana von Poitiers entehrt? Und Marie Touchet

— und Gabriele d'Estrées, und Fräulein von La Vallière, und Frau von Montespan — und Frau von Maintenon — und von Parabère, und von Phalaris, von Sabran, von Mailly, von Vintimille, von Châteauroux, von Pompadour — — waren diese etwa alle entehrt? Sagen Sie! Ei so bleiben Sie mir doch mit Ihrem Dünkel vom Leibe, mein bester Herr Rétif; Sie sind verrückt, sage ich noch einmal! Zudem bitte ich Sie auch noch zu erwägen, daß ich die Partie im vollen Ernste meine, und keineswegs Ihre Mademoiselle Tochter mit einer Frau von Fontanges vergleichen will."

„Ha!" rief Rétif mit steigender Bestürzung, „so wäre es gar der König?"

„Beinahe."

„Der Herr Graf von Prov —"

„Keine Namen, werther Herr Rétif! Es ist Se. Königliche Hoheit der Prinz **Geld!** Was zum Teufel wollen Sie denn noch mehr wissen? Und wenn ein Prinz, wie dieser, an die Thüre klopft, mein Herr Rétif, so gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rath, sie weit — weit aufzumachen."

„Nein, nein! und tausendmal nein! Lieber Armuth und Mangel, als Schimpf und Schande!"

„Das ist recht schön," sagte Auger ruhig, „aber wahrhaftig! Sie haben schon mehr Mangel und Armuth auf dem Halse, als Sie tragen können, mein werther Herr; Sie machen und setzen mühselig Bücher, die nicht immer gute genannt werden können; Sie verdienen kaum noch das tägliche Brod, und je älter Sie werden, je weniger können Sie verdienen; seit zwanzig Jahren tragen Sie denselben Rock — Sagen Sie nicht

nein, denn Sie haben es selbst in Ihrem Vierziger gedruckt; und Mademoiselle Ingénue endlich, der ich eine halbe Million biete, hat fast kein Kleid mehr anzuziehen, wenn Herr Réveillon sich nicht darein gemischt hätte."

„Mein Herr! mein Herr — ich bitte, kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!"

„Das thue ich eben."

„Wie?"

„Nun ja, das ist eben meine Angelegenheit, daß Mademoiselle Ingénue schön, elegant, reich sei, und ich gebe Ihnen mein Wort, nie wird eine Dame, von einem niedlichen Lakay gefolgt, die seidene Robe mit mehr Grazie getragen haben, wie sie."

„Das kann sein, und dennoch schlage ich es ab."

„Das ist dumm! — Und warum schlagen Sie es ab?"

„Genug, mein Herr, Sie beschimpfen mich, und ich würde Ihnen diese Handvoll Lettern ins Gesicht werfen, wenn es mir nicht eben an T fehlte! — Ich werde Ingénue rufen, und sie mag Ihnen statt meiner antworten."

„Thun Sie das nicht, das wäre noch dümmer. Uebrigens, wenn Sie sie rufen, wollen Sie mit mir wetten, daß ich sie überrede?"

„Sie? Sie, mein Kind verführen?"

„Aber, zum Teufel! weshalb glauben Sie denn, daß ich mir die Mühe genommen habe zu Ihnen heraufzuklettern?"

„Abscheulich! Niederträchtig!" rief Rétif mit einer Bewegung voller Würde.

„Vor allen Dingen ist der Prinz, in dessen Namen ich mit Ihnen spreche, ein sehr hübscher Mann.“

„Dann ist es nicht der Herr Graf von Provence,“ unterbrach Rétif Auger höchst naiv.

„Gehen wir darüber weg.“

„Nein, mein Herr, im Gegentheil, lassen Sie uns dabei stehen bleiben! Was würde mein Freund Mercier dazu sagen, der mich laut für den tugendhaftesten aller Menschen erklärt hat?“

„Ach ja! der liebe Herr Mercier! sprechen wir ein wenig von ihm. Da ist auch so ein höchst moralischer Mann, ein Mann, der vor Nichts Achtung hat, der da findet, Herr Racine und Herr Boileau Despréaux hätten die französische Poesie verderbt, und der Tragödien in Prosa schreibt — Apropos! haben Sie das letzte Machwerk von ihm gelesen, mein tugendhafter Mann? **Karl II., König von England?** — Ach was ist das schön! Alle Tausend! Wie glücklich sind Sie doch, Herrn Mercier zum Freunde zu haben, und wie beneide ich Sie um dieses Glück!“

„Mein Herr Auger!“

„Nein, nein, Sie haben ganz recht, unsere Unterhaltung betrifft ein Geschäft, und zwar ein sehr ernsthaftes; lassen wir uns also nicht zu jenen rhetorischen Floskeln hinreißen, welche man Ironie zu nennen pflegt. Also, überlegen Sie sich die Sache wohl, mein werther Herr Rétif: ich komme da ganz gutmüthig zu Ihnen, um Sie um Ihre Einwilligung in eine Sache zu bitten, bei der ich, genau besehen, Ihrer Beihilfe ganz entbehren könnte.“

„Was?

„Nun ja wohl! Ich sage Ihnen, ich komme in Auftrag eines Prinzen, das heißt, eines allvermögenden Mannes. Mein Prinz darf nur auf den Einfall kommen, Ihre Tochter zu entführen, dann sollen Sie sehen, ob er erst Ihre Einwilligung dazu braucht!“

Bei diesen etwas unvorsichtig gesprochenen Worten riß Rétif sein schwarzes Sammetkäppchen vom Kopfe, schleuderte es auf den Boden, und trampelte in einem Anfalle von gerechter Wuth mit den Füßen darauf herum.

„Mir meine Tochter mit Gewalt rauben!“ schrie er. „Sie mögen nur kommen, die schönen Herrchen, diese sauberen Prnizen, diese Unterdrücker, diese Tyrannen!“

„Sachte, sachte, mein Herr Schriftsteller,“ sprach Auger spöttisch; „Sie verfallen da in abgenutzte Gemeinsprüche; Alles das ist schon mehr wie hundert Mal gesagt und geschrieben worden, von Juvenal bis auf Jean-Jaques-Rousseau, von Tacitus bis auf Diderot; also sehen Sie sich vor.“

„Ich werde die Nachbarn zusammenrufen!“

„Wir werden Sie als Störer der öffentlichen Ruhe verhaften lassen.“

„Ich werde gegen den Prinzen schreiben!“

„Dann werden wir Sie in die Bastille stecken lassen!“

„Ich werde eines Tages wieder herauskommen, und an dem Tage — “

„Pah! Sie sind nicht mehr jung, mein guter Herr, und die Bastille wird länger leben wie Sie.“

„Vielleicht!“ rief Rétif in einem Tone, der selbst Auger einen kleinen Schauder einflößte.

„Zum letzten Male also: Sie schlagen aus, um was alle unsere großen Herren zu Zeiten unseres vielgeliebten Königs Ludwig XV. gebettelt haben?“

„Ich bin keiner Ihrer großen Herren!“

„Sie ziehen es vor, Ihre Tochter lieber dem ersten besten Lump an den Hals zu werfen, als sie einem Prinzen zu geben?“

„Die Frau eines Köhlers ist achtungswerther, als die Maitresse eines Prinzen!“

„Ja, ja, ich kenne die Stelle, und als Rousseau sie in ein der Frau von Pompadour gewidmetes Buch schrieb, war er dümmer als dumm, ein stupides Vieh! Nun aber will ich Ihnen sagen, was Sie erleben können: Ihre Tochter kann zwar niemals die Frau eines Prinzen, wohl aber vielleicht die Maitresse eines Köhlers werden.“

„Weiche von mir, Versucher!“

„Redensarten! Glauben Sie mir, guter Herr, berathen Sie sich erst mit Ihrer Tochter; denn, wenn ich es nicht bin, so wird sie ein Anderer beschwatzen, und nicht zu Ihrem Vortheile, das schwöre ich Ihnen! Also, recapituliren wir: Das Anerbieten eines Prinzen — die Allgewalt eines Prinzen — die Reichthümer eines Prinzen, — die persönlichen Eigenschaften des besagten Prinzen, die schon allein hinreichend sind, einem jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen, ohne daß ich mich hineinzumischen brauche, und trotzdem Sie sich hineinmischen mögen. Strenges Geheimniß, volle Sicherheit, Reichthümer ohne Aufsehen — mit einem Worte: überall nur Vortheile, keine Abenteuer und schlimmen Händel, die Begünstigung Ihrer Schriften,

— die nicht mehr in der Gefahr schweben würden, von Henkershand verbrannt zu werden, — eine glänzende Pension, oder ein einträgliches Amt, Auszeichnungen — Wie wäre es? Hätten Sie vielleicht Lust zu schönen Reisen?"

„Nichts, nichts von alle dem will ich, verstehen Sie mich?"

„Teufel! Sie sind gewaltig schwer zu befriedigen! Nun, was wollen Sie denn?"

„Meine Tochter ehrlich und rechtlich verheirathen!"

„Mein Himmel! dahin werden wir dann schon später auch kommen, und zwar auf einem mit Blumen bestreuten Pfade."

„Oho! oho!"

„Das ist gar nicht zu oho'n! Ihre Tochter wird sich noch ganz vortrefflich verheirathen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!"

„Wenn sie ein Prinz entehrt haben wird?"

„Werden Sie sich denn ewig dieses einfältigen Wortes bedienen?"

„Ich bediene mich seiner, weil es das einzige passende ist, und weil es meine Gedanken ganz ausspricht."

‚Mein lieber Herr, das beweist nur, daß Ihre Gedanken eben so einfältig sind, wie dies Wort! Die Gunst eines Prinzen von Geblüt kann eine Mademoiselle, und wäre es eine Mademoiselle Ingénue, niemals entehren, verstehen Sie mich? Derjenige aber, der sich keineswegs geehrt fühlen würde, ein Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen zu heirathen, wird sich sehr geehrt fühlen, eine durch den Umgang mit den höchsten

Personen gebildete junge Dame mit einer glänzenden Aussteuer zu heirathen — Ei ja doch! verstopfen Sie sich immerhin die Ohren, wie weiland die Gefährten des Ulysses beim Gesange der Sirenen! Liebster Freund, zu Zeiten unseres vielgeliebten Königs Ludwig XV. haben die Papas und Mamas niemals ein anderes Lied singen hören, und haben die Ohren weit aufgesperrt dabei, statt sie zu verstopfen. Ich, der ich vor Ihnen stehe, ich habe in Herrn Lebels Händen — den ich die Ehre hatte, als ganz junger Mensch zu kennen und von dem ich meine ersten Lebensregeln erhalten habe, — ich habe in seinen Händen Briefe unserer ersten Edelleute und Ritter des heiligen Ludwigsordens gesehen, die es sich wie eine große Gunst erbaten, ihre Töchter in jenes allerliebste Kloster, der Hirschpark genannt, aufgenommen zu sehen, und nur die Besorgniß aussprachen, daß sie vielleicht nicht schön genug dazu wären. Nun, das Letztere haben Sie nicht zu befürchten, denn Mademoiselle Ingénue ist in der That ein reizendes Wesen."

„Mein Herr," sprach Rétif, der endlich wieder Ruhe und Fassung errungen hatte, „was Sie da sagen, ist leider nur zu wahr; Frankreich hat eine Zeit sittlicher Versunkenheit erlebt, in der die ganze vornehme Welt vom Schwindel der Schande befallen zu sein schien! Ich weiß recht wohl, daß, als Ihr vielgeliebter König Ludwig XV. sich eine Etioles aus dem Bürgerstande, und eine Dubarry aus dem Pöbel holte, der Adel sich laut über diese Verletzung seines Privilegiums, dem König Maitressen zu liefern, beschwerte — aber, Gott sei Dank! diese Zeiten sind vorüber. Ludwig XV. ist gestorben, wie er gelebt hatte, und Frankreich

befindet sich jetzt auf dem Wege der Wiedergeburt. Geben Sie also Ihre Versuchungen auf, Herr Auger, die zu Nichts führen können, als zu Ihrer eigenen Beschämung, und — wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen, und Ihnen einen guten Rath ertheilen darf: die Wahrheit ist, daß Sie ein sehr häßliches Gewerbe treiben; der gute Rath, es baldigst aufzugeben und lieber ein rechtschaffener Handwerker zu werden, als sich — wie Sie es thun — zu einem elenden Werkzeuge der Verführung, des Lasters, der Thränen und der Schande herzugeben! Haben Sie mich verstanden, mein Herr Auger? Und nunmehr habe ich nur die Bitte hinzuzufügen, mein Haus schleunigst zu verlassen und es nie wieder zu betreten."

„Sehr gern, mein werther Herr Rétif, denn, wahrhaftig! Sie sind eben so wenig unterhaltend wenn Sie predigen, als wenn Sie schreiben; nur nöthigt mich die Art, wie wir uns trennen, Ihnen noch eine Eröffnung zu machen."

„Welche?"

„Die mir ungemein schmerzlich ist."

„Zur Sache, zur Sache!"

„Nämlich, daß ich Ihnen hiermit den Krieg erkläre."

„Immer zu."

„Und daß ich, wie die Generale, wenn sie eine Festung zur Uebergabe aufgefordert haben, Sie in förmlichen Belagerungszustand erkläre."

„Sei es."

„Und daß ich nun mein Geschütz mit aller Macht

gegen Mademoiselle Ingénue, oder vielmehr gegen ihr Haus spielen lassen werde."

„Man wird sich zu vertheidigen wissen."

„Sie jammern mich!"

„Und Sie flößen mir keine Furcht ein."

„Adieu denn! Ich werde jetzt das junge Mädchen selbst attaquiren."

„Thun Sie das."

„Es giebt alte Weiber, die hier herauf kommen werden."

„Ich bin auch alt, das giebt dann einen gleichen Kampf."

„Ich werde Commissionairs haben."

„Ich werde ihnen selbst die Thüre öffnen."

„Der Prinz wird kommen."

„Ich werde ihn selbst empfangen."

„Nun, und dann?"

„Ich werde ihn zum Erröthen über seine Liebe zwingen."

„Und wie das?"

„Er soll Worte von mir zu hören bekommen, wie er sie in seinem Leben noch nicht gehört hat."

„Das wird ihn fürchterlich langweilen."

„Desto besser; um so früher wird er gehen."

„Nun, ich sehe, daß Sie ein Mann von Geist sind, Herr Rétif, und daß man Ruhm dabei erwerben wird, Sie zu bekämpfen."

„Leben Sie wohl, mein Herr."

„Oder vielmehr: auf Wiedersehen — und zwar auf ein recht baldiges — — Da! hören Sie dies Geräusch?"

„Welches Geräusch?"

„Diesen lieblichen Klang in meiner Tasche."

Auger wühlte erst einige Secunden in seiner Tasche herum, zog dann eine Handvoll Goldstücke hervor und ließ den Glanz des verführerischen Metalls vor Rétifs Augen spielen."

„Sehen Sie," fuhr er dann fort, „das ist, was Herr von Beaumarchais, dieser moralische Herr Ihrer Gattung, nur ein klein wenig geistreicher wie Sie, mein bester Herr Rétif, — den Nerv des Krieges nennt. Schöne Kartätschen, das! He? —"

Und hierauf verließ er spöttisch lachend das Zimmer.

Rétif de la Bretonne blieb nachdenkend und sich die Finger zerbeißend stehen.

„Er wird mir mein Kind rauben," sprach er düster vor sich hin; „er hat ganz Recht, es wird ihm gelingen, und wenn nicht heute, dann morgen."

Und plötzlich die Arme pathetisch zum Himmel emporhebend, rief er aus:

„Furchtbare Zeit! wo ein Vater gezwungen ist, dergleichen von einem schändlichen Verführer mit anhören zu müssen, und ihn nicht zur Thüre hinauswerfen zu können, aus Furcht, ein Stunde darauf in die Bastille gesperrt zu werden! — Zum Glück behauptet mein Freund Mercier, daß Alles das bald anders werden wird."

Dann nach kurzer Ueberlegung, sprach er, sich ermannend:

„Laß sehen, Ingénue ist ein sittsames und verständiges Mädchen, setzen wir sie vor allen Dingen in

Kenntniß der ihr drohenden Gefahr. Sie selbst wird sich der beste Schutz sein!"

Er rief Ingénue in sein Arbeitskabinet, ließ sie neben sich niedersetzen, und erzählte ihr Augers nichtswürdigen Antrag, ohne ihr dabei seine Angst und seinen Schrecken zu verhehlen.

Ingénue fing an zu lachen.

Sie war sich auf dem Grunde ihres Herzens einer Waffe bewußt, die stark macht gegen jede Verführung: eine junge und wahrhafte Liebe.

„Du bist sehr muthig, mein liebes Kind!" sprach Rétif zu dem lachenden Mädchen. „Was verleiht Dir denn diese Zuversicht? Mit welchem Talisman hoffst Du denn die Bosheit, das Laster, die Macht und das Schicksal zu bekämpfen? Welche Kräfte hast Du den Verlockungen eines verliebten Prinzen entgegenzusetzen?"

„Nur drei Worte, mein Vater."

„Und die wären?"

„Ich liebe bereits."

„Herrlich! jetzt sind wir die Stärkeren!" rief Rétif de la Bretonne und öffnete seine Hand, in der er immer noch die Lettern festhielt, um diese eben gehörten Worte Ingénues ganz erfreut in den Roman seines Lebens zu setzen.

XI.

Ingénue im Verhör.

Während Rétif die eben von seiner Tochter gehörte Phrase setzte, bald mit Cicero, bald mit Borgois, bald mit Klein-Antiqua, je nachdem ihm die Lettern unter die Hand kamen, sann er zugleich über die Bedeutung dieser Phrase nach.

Dieses Nachsinnen beruhigte ihn zwar vollkommen über die active Theilnahme Ingénues an Augers verderblichen Plänen, beunruhigte ihn aber andrerseits doch wieder ein wenig in Betreff des Herzenszustandes seiner Tochter.

In der That mußte ein junges Mädchen, das seinem Vater so naiv antworten kann: „Ich liebe bereits,“ mit einer Entschlossenheit ausgerüstet sein, die wohl geeignet ist, dem Vater wiederum Besorgnisse anderer Art einzuflößen.

Demzufolge hielt Rétif ein wenig mit seiner Arbeit inne, biß die Lippen aufeinander, murmelte einige

Male: Hm! hm! wobei er den rechten Arm in bedenklicher Weise auf und ab bewegte, und beschloß endlich zu wissen, woran er sich, sowohl in Bezug auf Ingénues Liebe, wie auf den Gegenstand derselben zu halten habe.

Ingénue saß nachdenkend am offenen Fenster und zog die Silberfäden einer Waldrebe, deren Zweige im lauen Herbstwinde zitterten, spielend durch ihre Finger.

Rétif zog einen Stuhl herab und setzte sich neben sie, fest entschlossen, alle Hilfsmittel seiner Diplomatie aufzubieten.

„Mein Liebchen," hob er an, denn so pflegte er seine Tochter zu nennen, wenn er bei zärtlichster Stimmung war, — „Du weißt also schon, was Lieben heißt, da Du mir eben sagtest, daß Du bereits liebst?"

Ingénue hob ihre großen, blauen Augen zu ihrem Vater empor und sprach lächelnd:

„Ich glaube, ja."

„Und woher weißt Du das? Wer hat es Dich gelehrt?"

„Nun, zunächst, mein Vater, haben Sie vergessen, daß Sie mir oft Stellen aus Ihren Büchern vorlasen."

„Nun?"

„Nun ja, in Ihren Büchern kommt stets Liebe vor."

„Hm — ja! das ist wohl wahr; allein, ich wähle doch nur immer die besseren Stellen aus."

„Die besseren Stellen?" frug Ingénue.

„Das heißt, die unschuldigsten," verbesserte sich Rétif.

„Ja, ist denn die Liebe nicht immer unschuldig?"

sprach Ingénue völlig harmlos und mit der reizendsten Naivetät.

„Prächtig! ein köstlicher Gedanke!“ rief Rétif entzückt; „warte einen Augenblick, bis ich ihn notirt habe; er ist zugleich ein Seitenstück und eine Ergänzung des vorigen.“

Er hob ein Streifchen Papier vom Boden auf, schrieb Ingenues Worte mit Bleistift nieder und versenkte dann den Zettel in seiner großen Rocktasche, die deren schon einige Hundert ähnlichen Inhalts zu gelegentlichem Gebrauch beherbergte.

Während dem versank Ingénue wieder in Nachdenken.

„Du sprachst so eben: Zunächst, mein Vater — —“ fuhr Rétif fort; „Du hast also noch ein: Ferner im Rückhalt?“

„Ich verstehe Sie nicht recht.“

„Ich will damit sagen, daß Du die Liebe noch anders woher als aus meinen Büchern kennen gelernt hast?“

Ingénue lächelte, aber schwieg.

„Laß' hören, mein Liebchen, wie, wo, woran hast Du bemerkt, daß Du liebst?“

„Ich wußte es nicht, mein Vater; aber als ich jemand vor mir sah, den ich nicht liebte, errieth ich sofort, daß ich einen Andern liebe.“

„Du hast jemand gesehen, den Du nicht liebst?“

„Ja, lieber Vater.“

„Wann?“

„An jenem Abend, wo der schreckliche Tumult war.“

„Und wer war das?"

„Ein recht hübscher, noch junger Mann."

„Wie alt?"

„Je nun, sechs- oder siebenundzwanzig Jahr."

„Mein Himmel! und das hast Du mir nicht gesagt?"

„Doch, mein Vater; an jenem Abend erzählte ich Ihnen, wie mich jener junge Mann mit kräftigem Arm aus dem Gewühle befreit, und mich nach Hause geleitet habe — ein mir völlig fremder Mann."

„O weh! o weh! meine arme Ingénue, ich gewahre mit Schrecken, daß sich schon zu viele hübsche junge Leute in unsere kleine Häuslichkeit gemischt haben und unseren stillen Frieden bedrohen!"

„Das ist ja aber nicht meine Schuld, lieber Vater," sprach Ingénue unbefangen.

„Nein, nein, mein liebes Kind; das sage ich ja auch nicht — — Ein junger hübscher Mann, sagst Du? etwa siebenundzwanzig Jahr? von noblem, elegantem Ansehen?"

„Sehr elegant."

„Richtig, ganz richtig! Ich sehe klar — Schöne Augen, lang, schlank, mit etwas hängender Unterlippe?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen."

„Besinne Dich nur."

„Ich glaube — es war so."

„Das war der Prinz!"

„Wahrscheinlich."

„Warum wahrscheinlich?"

„Weil er, um mich über die Anwesenheit eines fremden Mannes, der uns gefolgt war und der mir

Furcht einflößte, zu beruhigen, zu mir sagte: Fürchten Sie Nichts, der Mann gehört mir."

„Schliche! Fallstricke! Schändliche Hinterlist!" jammerte Rétif; „ach! es ist vorbei mit der Ruhe meines Hauses! — O diese Großen! O das Volk! O die Freiheit! — — Und nun, mein Kind, da Du mir von Dem gesprochen hast, den Du nicht liebst, — nun sage mir auch noch Etwas von Dem, den Du liebst."

„Sie kennen ihn, lieber Vater."

„Gleichviel, nenne ihn mir."

„Es ist Herr Christian."

„Ich ahnete es!" murmelte Rétif und ließ den Kopf traurig auf die Brust hängen.

Der arme Schriftsteller befand sich in der That in Verlegenheit, wohin er sich wenden solle, um den von seiner Tochter begonnenen Liebesroman zu verfolgen.

Er befand sich jetzt in derselben Lage, in der er sich an jenem Abende auf dem Quai befunden hatte, als der junge Mann verwundet worden war, das heißt, er kämpfte mit sich selbst, ob er Ingénue das Unglück, das ihren Geliebten betroffen hatte, mittheilen oder verschweigen solle.

Das schlechtere Gefühl trug endlich den Sieg davon, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn ein Mann lange überlegt: Rétif war, wie die Mehrzahl der Väter, die eine einzige und so hübsche Tochter haben, etwas eifersüchtig auf Ingénues Zuneigung; er betrachtete sie wie ein Geschöpf seiner dichterischen Phantasie; er wollte nicht, daß dieses Kind, dem er den Namen Ingénue gegeben hatte, irgendwie der Bedeutung dieses Namens widerspreche; das hätte seine dramatischen Com-

binationen gestört, das schöne Modell verdorben, nach welchem seine Feder täglich Gemälde entwarf.

Er beschloß also vor der Hand Nichts zu sagen. Es gestehen, daß Christian verwundet worden sei, das hieß das Interesse, welches Ingénue an ihm nahm, und demgemäß auch ihre Liebe zu ihm, verdoppeln; sie in der Ungewißheit lassen hingegen, Zweifel und Argwohn in ihr kindliches Herz säen.

„Ach!“ hob er endlich wieder an, „dieser Herr Christian —“

„Nun, was?“ frug das junge Mädchen mit jener trockenen Zurückhaltung, welche für spätere Jahre ein Weib von großer moralischer Kraft und Festigkeit verhieß; „was haben Sie gegen Herrn Christian vorzubringen?“

„Daß er ein Lügner ist.“

„Er?“

„Ja, er; und mehr noch, daß er ein Mann ist, der Dich zu verführen sucht, eben so gut wie der Andere.“

„Warum?“

„Hatte er Dir nicht gesagt, daß er ein Handwerker sei?“

„Ja.“

„Nun, er ist kein Handwerker.“

„Das weiß ich wohl.“

„Wie? Das wußtest Du?“

„O! das war nicht schwer zu erkennen.“

„Und Du hast es erkannt?“

„Sogleich. — Und nun, was weiter?“

Dieses etwas bittere: Was weiter, reizte Rétif.

„Wie so: was weiter?“

„Nun ja, ich frage Sie: was weiter?“ wiederholte Ingénue mit derselben Bestimmtheit.

„Weiter möchte ich wohl wissen, ob Mademoiselle Ingénue Rétif de la Bretonne, die die Liebe eines Prinzen zurückweist, die eines schlechten Subjects von Pagen annehmen könnte?“

„Ein Page!“ rief Ingénue mit einem Ausdrucke des Schreckens, der Rétif nicht entging.

„Ja, ein prinzlicher Page, und weiter Nichts!“ rief er, sich der Wirkung freuend, welche seine Worte auf Ingénue gemacht hatten, und die allerdings durch den schlechten Ruf, in welchem die Herren Pagen in ganz Frankreich standen, mehr als gerechtfertigt ward.

Ingénue war todtenbleich geworden, und würde umgesunken sein, wenn sie nicht gesessen hätte; aber sie neigte das Köpfchen und lispelte schmerzlich:

„Ein Page!“

„Ja, ein Page des Herrn Grafen von Artois, das heißt, der lüderliche Diener eines lüderlichen Herrn!“

Dann setzte er leiser, und wie erschrocken über das, was er gesagt hatte, hinzu:

„Denn wir können und dürfen es mit aller edlen Offenheit eines redlichen Herzens und eines freien Mannes sagen —“

Hier ward Rétifs Stimme immer leiser:

„Daß der Herr Graf von Artois ein ausgemachter Libertin und Wüstling, ein Mädchenverführer, ein Roué ist, würdig der verderbten Zeit der Regentschaft!“

„Nun denn,“ unterbrach ihn Ingénue, die sich ein wenig von ihrem Schrecken zu erholen begann,

„und was hat Alles das mit Herrn Christian gemein?“

„Was das mit ihm gemein hat? Aber ist Dir denn das Sprichwort nicht bekannt: Wie der Herr, so der Knecht? Und hoffentlich wirst Du Dir nicht einbilden, daß Herr Christian ein Tugendspiegel sei?“

„Und warum nicht?“ lispelte sie kaum hörbar.

„Das ist schon darum unmöglich, weil er in diesem Falle nicht in Diensten Sr. Königl. Hoheit bleiben würde.“

„O lieber Vater! übertreiben Sie nicht!“

„Und zudem fällt mir da plötzlich ein,“ rief Rétif mit aller Energie eines gewissen Triumphes, „wer sagt Dir denn, daß dieser Laffe sich nicht in derselben Absicht an Dich gemacht hat, wie jener andere verworfene Mensch?“

„Welcher Andere, mein Vater?“

„Nun, jener Auger! — Ohne allen Zweifel! Bei Gott, das ist ja klar wie der Tag! Ja, ja, Herr Christian ist nichts als ein Emissair desselben Prinzen — da haben wir die Lösung des ganzen Räthsels! Der Graf Artois hat seinen Pagen geschickt, und da dieser unterwegs angehalten worden ist, hat er Auger geschickt.“

Rétif hatte die Worte: unterwegs angehalten worden, in einem so seltsam frohlockenden Tone gesprochen, daß Ingénue lebhaft in die Höhe fuhr.

Sie hatte plötzlich einen unbestimmten Verdacht geschöpft, wenn auch nicht eben von Christians Unglücksfall, aber doch von irgend einem durch ihren Vater zwischen ihm und ihr herbeigeführten Hemmniß.

„Wie so, angehalten?“ frug sie.

Rétif begriff, daß er eine zweite Unvorsichtigkeit begangen hatte, und erröthete verlegen.

„Nun, ohne Zweifel," sagte er; „habe ich ihn nicht in seinen Liebesschlichen angehalten, sobald er sah, ich wisse, daß er kein Handwerksmann sei, wie er mir weismachen wollte?"

„Das ist wahr; aber wie haben Sie erfahren, daß er ein Page ist?"

„Ganz einfach und natürlich."

„Schon recht, aber wodurch?"

„Indem ich ihm nachging."

„Sie sind ihm nachgegangen?"

„Das weißt Du ja."

„Und da hat er Ihnen gesagt, daß er ein Page des Herrn Grafen von Artois sei?"

„Gesagt hat er mir es gerade nicht," antwortete Rétif, der doch nicht so ganz und gar lügen wollte.

„Wie also haben Sie es erfahren?"

„Ich hatte ihn am Thore des Stallgebäudes fast eingeholt; ich ließ ihn hineingehen, und dann frug ich den Schweizer: Wer war denn dieser junge Mann? — worauf dieser antwortete: Ein Stallpage Sr. Königl. Hoheit des Herrn Grafen von Artois, der hier wohnt."

„Er wohnt also in den Ställen des Grafen von Artois?" wiederholte Ingénue.

„Ja wohl," versetzte Rétif; seine dritte Unvorsichtigkeit.

Das junge Mädchen neigte wiederum das Haupt, diesmal aber unter dem Gewichte eines sonderbaren Gedankens, der ihr urplötzlich durch den Sinn fuhr.

Rétif fürchtete zu viel gesagt zu haben.

„O!“ — fügte er mit zuverlässiger Miene hinzu, „von dieser Seite kannst Du nun ganz ruhig sein; das ist rein aus.“

„Wie so?“

„Nun, weil er nicht wiederkommen wird.“

„Wer wird nicht wiederkommen?“

„Herr Christian — alle Wetter!“

„Herr Christian wird nicht wiederkommen?“ rief Ingénue ängstlich.

„Nein.“

„Warum?“

„Weil er wüthend ist, seinen Plan gescheitert zu sehen! Ein Verführer verzeiht niemals eine Niederlage.“

„Da Sie mir aber sagen, er sei nicht um seinetwillen, sondern für einen Anderen gekommen?“

„Um so mehr, und da Herr Auger gekommen ist, so beweist das, daß er Verzicht geleistet hat.“

Die Niedergeschlagenheit, welche sich bei diesem Argumente über Ingénues Züge verbreitete, beunruhigte Rétif.

„Komm, komm, mein Kind!“ sprach er sanft; „nicht wahr, Du besitzest Stolz — den Stolz der Tugend?“

„O ja.“

„Du wirst es nicht dulden, daß ein Mann Dich verachte?“

„Gewiß nicht.“

„Nun denn, wer sich dazu hergibt, Dich für einen Anderen zu erkaufen, der verachtet Dich.“

„Herr Auger?“

„Nicht doch! wer spricht denn von Auger? Der liebt Dich doch nicht, alle Tausend!"

Ingénue schüttelte mit dem Kopfe.

„Christian hat mich niemals erkaufen wollen."

„Woher glaubst Du das?"

„Nie hat er mir gesagt, daß er im Auftrag eines Anderen komme."

„Er hat es Dir nicht gesagt, und doch ist dem so."

Wiederum schüttelte Ingénue den Kopf.

„Es wäre wenigstens ein seltsames Mittel, sich um seiner selbst willen um meine Liebe zu bewerben, wenn er mich für einen Anderen erkaufen wollte."

Diese so einfache und klare Logik schlug Rétif darnieder.

„Nun, nun," stammelte er, „verlasse Dich nicht darauf, meine arme Ingénue; diese Verführer sind so verschmitzt!"

„Herr Christian hat keine List gebraucht."

„Sie legen Fallen."

„Christian hat mir keine gestellt."

„Aber das kannst Du ja nicht wissen, Du!"

„Im Gegentheil, das weiß ich ganz genau: ein Mann, der mir Fallen stellt, ist nicht sanft, gütig, bescheiden, meinem leisesten Wunsche gehorchend, wie Christian."

„Das ist ja eben die List!" rief Rétif.

„Er hätte ein Mädchen nicht so geachtet, wie Christian mich achtete."

„Just das! da er Dich für einen Anderen aufsparte."

„Dann hätte er mich nicht geküßt.“

„Er hat Dich geküßt?“ frug Rétif ganz starr.

„Nun ja freilich,“ sagte Ingénue schlichtweg.

Retif war aufgesprungen und schritt mit verschränkten Armen heftig im Zimmer auf und ab.

„O Natur! Natur!“ murmelte er.

„Nun, erklären Sie mir das!“ sprach Ingénue, ihre Vernunftschlüsse unerbittlich verfolgend.

„Ich erkläre gar Nichts!“ brummte Rétif; „aber ich wiederhole nur und bleibe dabei, daß Herr Christian ein lüderliches Subject ist, da er es wagte, Dich zu küssen!“

„O! ich habe ihn ja auch geküßt, und ich bin doch kein lüderliches Subject.“

Der unnachahmliche Ausdruck der Unschuld und Unbefangenheit, mit dem Ingénue diese Worte sprach, entwaffneten den armen Schriftsteller völlig; er fühlte, daß er seine ganze Besonnenheit zusammennehmen müsse, um mit solcher Unschuld zu kämpfen.

„Dann freilich, mein Kind, habe ich nur noch Eines zu sagen.“

„Sprechen Sie, mein Vater, ich höre.“

„Wenn Herr Christian kein Wüstling ist, wenn er Dich wirklich und wahrhaft liebt, so wird er wiederkommen, und wenn ich ihn zwanzigmal fortgejagt hätte.“

„Davon bin ich fest überzeugt!“

„Wenn er nun aber nicht wiederkommt —“

Rétif stockte; sein Gewissen sagte ihm, daß er im Begriff stehe, eine schlechte Handlung zu begehen.

„Nun, wenn er nicht wiederkommt?“ frug Ingenue.

„Wirst Du es dann glauben, daß Du Dich in ihm getäuscht hast, und daß er nur Deine Tugend verführen wollte?“

„Mein Vater! —“

„Wirst Du es dann glauben?“

„Je nun —“

„So gestehe es doch nur! denn in Wahrheit, Deine Störrigkeit flößt mir Furcht ein; man könnte Dich fast für ein herzloses Geschöpf halten!“

„O! —“

„Antworte!“

„Nun denn, ja, ich gestehe, wenn Herr Christian nicht wiederkäme — es würde mich in große Verwunderung setzen.“

„Wie? Nur in Verwunderung? Du bist sehr gütig!“

„Das würde mir Verdacht gegen ihn einflößen.“

„Den Verdacht, daß er, wie dieser saubere Herr Auger, nichts als ein prinzlicher Unterhändler sei.“

„O nein, das gewiß nicht!“ sprach Ingénue schnell.

„Nun, welchen Verdacht denn also?“

„Daß Sie ihm allen Muth dazu benommen haben.“

„Warum nicht gar! Die wahrhafte Liebe ist nicht so leicht zu entmuthigen, oder sie war eben nicht ächt. Willst Du Etwas mit mir wetten — willst Du?“

„Mein Vater,“ sprach Ingénue, sichtlich leidend, „scherzen Sie nicht so mit mir, ich beschwöre Sie; Sie verursachen mir Schmerz.“

Aber Rétif hörte nicht darauf, oder wollte nicht darauf hören, und fuhr fort:

„Ich wette, daß Herr Christian binnen hier und

vierzehn Tagen — nein, vierzehn Tage sind noch nicht genug; ich wette, daß Herr Christian sich binnen hier und einem Monat nicht wieder blicken läßt — willst Du?"

„Und warum gerade binnen hier und einem Monat?" frug Ingénue, ihren Vater noch einmal auf der schwachen Seite angreifend; „warum — wenn er nicht wiederkommt — soll das nur auf vierzehn Tage, auf einen Monat sein, warum nicht für immer?"

Abermals sah sich Rétif entwaffnet.

„Ich meine nur — ich sage eben nur einen Monat, verstehst Du mich, liebes Kind, wie ich sechs Monate, ein Jahr, für immer sagen würde. — Was weiß ich!"

„Nun denn, lieber Vater," antwortete Ingénue, „dann bin ich gelehrter wie Sie."

„Du?"

„Ja, ich."

„Und in wiefern?"

„Ich sage: wenn Herr Christian binnen hier und einem Monat nicht wiederkommt, so kommt er niemals wieder."

„Nun ja, das meine ich ja, das ist es ja eben!"

„Aber ich gehe noch weiter, ich sage: wenn er nicht binnen heute und morgen kommt, so kommt er auch in einem Monat nicht."

„Ganz recht, mein Liebchen, ganz richtig bemerkt!" sagte Rétif, sehr erfreut, Ingénue so unverhofft in die Falle gehen zu sehen.

„Binnen hier und einem Monat," — dachte Rétif bei sich selbst, — „was kann da nicht Alles geschehen,

was entweder Christian, oder Ingénue, oder auch alle Beide auf andere Gedanken bringt!"

Aber Rétif, dieser große Homer der Liebeshelden, rechnete ohne die Jugend, die sehr oft das Glück beherrscht, und ohne das Glück, das noch öfter die Jugend beschützt.

Da Ingénue fest überzeugt war, Christian noch am selben Abend, oder am anderen Tage wiederzusehen, gleichviel ob in der Nähe oder von fern, kehrte ihre Heiterkeit wieder zurück, und so wartete sie denn.

Rétif dagegen kehrte, noch ganz außer Athem von diesem hartnäckigen Kampfe, wieder zum Satz seiner **Pariser Nächte** zurück.

XII.

Auger, der berühmte Gegenstand der so eben mitgetheilten Unterredung, hatte also einerseits dem Grafen von Artois Versprechungen gemacht, andrerseits Rétif de la Bretonne mit Drohungen einzuschüchtern versucht.

Es handelte sich nunmehr darum, das eine wie das andere zu erfüllen.

Inzwischen war der gute Mann sowohl mit seinen Versprechungen wie mit seinen Drohungen weiter gegangen, als eben zu verwirklichen in seiner Macht stand.

In Bezug auf die Versprechungen haben wir den Erfolg seines ersten Versuches bei Rétif und Ingénue gesehen.

Was nun aber die Drohungen betraf, so hatten sich die Zeitverhältnisse allerdings nicht in vortheilhafter Weise für ihre Ausführung geändert. Die königlichen Verhaftsbefehle (Lettres de cachet) waren nicht mehr

so leicht zu erlangen, wie zu Zeiten des Herrn von Sartines. Ludwig XVI. war nicht allein ein redlicher Mann, er strebte auch danach, ein gerechter Mann zu sein; hin und wieder begegnete es ihm wohl noch einmal, irgend einen Schriftsteller, wie z. B. Beaumarchais, auf einige Zeit in die Bastille, oder nach Saint-Lazare zu schicken; aber wenigstens mußte dieser Schriftsteller etwas verbrochen haben, oder es mußte doch so scheinen, als ob er etwas verbrochen habe.

Von dieser Seite war also Nichts gegen Rétif de la Bretonne zu beginnen. Der unter Ludwig XV. höchst triftige Grund seiner Verhaftung, daß er als Vater nicht in die Schande seiner Tochter habe einwilligen wollen, würde Ludwig XVI. gegenüber als ein höchst ungenügender erschienen sein.

Rétif hatte Alles das gar wohl erwogen, als er die Kriegserklärung so tapfer angenommen hatte.

Brauchte er aber auch keine offene Gewalt zu befürchten, so mußte er dagegen Ingénue um so sorgfältiger gegen heimliche Kriegslist hüten.

Ganzer acht Tage scheiterten Herrn Augers Versuche an Rétifs Wachsamkeit.

Das war sehr viel, denn der Herr Graf von Artois hatte seinem nichtswürdigen Agenten nur vierzehn Tage Frist gegeben, und mehr hatte dieser auch nicht einmal begehrt.

Rétif wich nicht mehr von der Seite seiner Tochter; er legte sich neben sie ins Fenster, und wenn Herr Auger an dem einen oder dem anderen Ende der Straße erschien, grüßte er ihn mit freundlich spöttischem Lächeln, oder schnitt ihm eine höhnische Grimasse.

Der entdeckte Merkur des Grafen von Artois zog dann jedesmal ingrimmig ab.

Rétifs Vorsichtsmaßregeln erstreckten sich auf die geringfügigsten Kleinigkeiten.

Kein Brod, keine Düte Kaffee oder Zucker, noch sonst irgend etwas kam ins Haus, ohne von Rétif genau untersucht zu werden; er ersann selbst alle Arten von Kriegslisten und fand sogar eine Art von Lust darin, die des Feindes zu bekämpfen.

Wenn er mit Ingénue ausging, war er ein Argus, der an einem Schooße seines alten Rockes mehr Augen hatte, als weiland der berühmte Götterspion am ganzen Körper.

Auger, der Tag und Nacht auf den Beinen war, konnte Ingénue nirgends beikommen; in den Kirchen, bei den Kaufleuten, überall lag er auf der Lauer, und überall mußte er mit langer Nase abziehen.

Schickte er noch so unverdächtige Emissaire ab, Rétif witterte sie aus und warf ihnen die Thüre vor der Nase zu.

Schrieb er, oder ließ er schreiben, und suchte sich irgend ein altes Weib unter der Maske einer Nachbarin oder in der Kappe einer frommen Begnine Ingénue zu nähern und ihr das Briefchen heimlich zuzustecken, war es stets Rétif, der es unterwegs auffing.

Nicht einmal dahin konnte Auger kommen, mit Ingénue ein verstohlenes Augenspiel zu eröffnen, wozu sich übrigens Ingénue selbst nicht hergab.

Es blieb also Nichts übrig als Gewalt, wie er Rétif gedroht hatte.

An einem dunklen Abend sollte der erste Versuch gewagt werden.

Ingénue kam wie gewöhnlich mit ihrem Vater von einem Besuche in Réveillons Hause zurück. Wie ein Stoßvogel schoß Auger auf das arme junge Mädchen los und versuchte es, Ingénue von ihrem Vater zu trennen, in seine Arme zu nehmen und in einen Wagen zu schleppen, der an der Straßenecke harrte.

Statt sich aber in einen persönlichen Kampf einzulassen, in welchem er ohne Zweifel unterlegen hätte, schob Rétif dem Räuber nur seinen langen Stock zwischen die Beine, und schrie aus Leibeskräften:

„Hülfe! Diebe! Mörder! Wache!"

Ingénue, die sich eben so wenig nach Herrn Augers Gesellschaft, als heftig nach der des Herrn Christian sehnte, schrie ebenfalls.

Auger stolperte über den Stock und fiel in einen Rinnstein; er wollte sich aufraffen und seine Beute noch einmal erfassen; aber schon hatte das Geschrei mehrere Neugierige an die Fenster gelockt und am anderen Ende der Straße ließ sich im selben Augenblicke eine Patrouille der Schaarwache sehen. Er hatte nur noch Zeit, schleunigst die Flucht zu ergreifen, die Vorsehung verwünschend, welche junge Mädchen beschützt, und die Schaarwache, die sich so ungelegen in sein Spiel mischt.

Ein solcher Mann wie Auger konnte aber natürlich durch einen ersten mißlungenen Versuch nicht abgeschreckt werden, ihn zu wiederholen.

„War ich nicht allein," sagte er sich selbst, „so war das Mädchen in meiner Gewalt, und einmal im Hause des Prinzen — meiner Treu! dann mochte Se.

Königl. Hoheit selbst zusehen, wie er mit dem spröden Dinge fertig ward!"

Demgemäß legte er sich einen Gehülfen bei.

Aber Auger hatte seine Rechnung ohne Rétif de la Bretonne gemacht; der alte Herr war seinerseits noch viel mehr darauf verstockt, sich seine Tochter nicht rauben zu lassen, als Herr Auger, sie zu entführen. Jedesmal wenn Rétif nach jenem mißlungenen Versuche wieder Réveillon besuchte, das einzige Haus, wohin er seine Tochter mitnahm, ließ er sich von einigen Fabrikarbeitern nach Hause begleiten, oder vielmehr, sie in einiger Entfernung folgen. Diese, die ohnedem den Aristokraten nicht sehr hold waren und mit Wonne auf die Gelegenheit harrten, ihnen eine gehörige Tracht Schläge auszutheilen, legten sich in einigen Straßenwinkeln oder Hausthüren in Hinterhalt, um den Feind durch eine anscheinende Einsamkeit anzulocken.

Meister Auger ging in die Falle.

Er und sein Helfershelfer verkleideten sich als ein paar Kutscher, versperrten mit ihren Wagen den Ausgang der Straße, stellten sich betrunken und gröhlten mit heiserer Stimme einen Gassenhauer.

Als Rétif um halb zehn Uhr des Abends, einer für dies Stadtviertel ungewöhnlich späten Stunde, mit Ingénue die Einöde der Bernhardinerstraße erreichte, erkannte Auger, der abgestiegen war, beide schon von fern am Gange, torkelte auf Ingénue zu und schwor, daß er sie küssen müsse.

Ingénue schrie; Auger stürzte auf sie los und diesmal gelang es ihm wirklich, sie in seinen Armen aufzuheben.

Auch Rétif wollte um Hülfe schreien, aber Augers Spießgeselle hatte ihn bereits bei der Perrücke und der Gurgel zugleich gefaßt.

Es war zu spät, Ingénue's Hülferuf hatte schon allein genügt, um die Freunde zu benachrichtigen. Bevor noch unsere beiden Strauchdiebe mit ihrer Beute den ersten Wagen erreicht haben, sehen sie sich von einem halben Dutzend kräftiger Bursche umringt, mit Knütteln und Ochsenziemern bewaffnet, die über sie herfallen, ihre Buckel nach Herzenslust bearbeiten und jeden Hieb mit einem nicht sehr schmeichelhaften Ehrentitel begleiten.

Auger hatte natürlich Ingénue, und sein Genosse Rétif loslassen müssen. Vater und Tochter hatten den Augenblick benützt, um in ihr Haus zu flüchten, die Thüre hinter sich fest zu verschließen, die sechszig Stufen hinanzuklettern und sich ans geöffnete Fenster zu legen, bevor noch die Straßenexecution ihr Ende erreicht hatte.

Man muß aber auch sagen, daß die wackeren Jungen Réveillons ihr Rachewerk mit einer Lust und Liebe betrieben, die sich bis zum Enthusiasmus steigerte; sie ließen nicht eher nach, Augers und seines Genossen Schultern und Rücken zu bearbeiten, bis letzterer auf dem Pflaster lag.

Herr Auger hatte sich mit Hülfe eines Pistols, das er zu sich gesteckt und endlich aus der Tasche gebracht, ein klein wenig früher aus der Drescherei gezogen, jedoch nicht ohne seinen vollwichtigen Antheil an dem Prügeltraktament erhalten zu haben.

Der Auftritt verursachte großen Lärm im ganzen Stadtviertel, und stellte Ingénues Tugend als eine uneinnehmbare Festung vor weiteren Angriffen sicher.

Der Commissair hob den Verwundeten auf, der sich wohl hütete, eine Beschwerde zu führen und noch Gott danken mußte, nicht als ein Dieb gehangen zu werden.

Auger hatte alle Lust zu ferneren Versuchen verloren, und als er sich ein wenig von seinen Leiden erholt hatte, schlich er sich eines Abends mit hängenden Ohren zum Prinzen, im Augenblick, wo dieser sich eben zu Bett gelegt hatte.

Zum Unglück für Herrn Auger, war Se. Königl. Hoheit an dem Abende gerade bei höchst übler Laune; er hatte in einem Wettrennen französischer Pferde gegen englische an den Herzog von Orleans zwei Tausend Louisd'or verloren; hatte vom König eine Strafpredigt wegen seiner Irreligiosität anhören müssen, und die Königin schmollte mit ihm, weil er dem König den Rücken zugedreht hatte.

Man kann sich also denken, daß er an dem Abend eben kein sehr umgänglicher Prinz war.

Auger wußte das Alles recht wohl, aber leider blieb ihm keine andere Wahl, als in den sauren Apfel zu beißen.

Auger hatte von seinem Herrn nur eine vierzehntägige Frist zur Vollführung seines sauberen Vorhabens begehrt; es war nun schon der siebzehnte Tag verstrichen, und als der Prinz sich zu Bett legte, hatte er gesagt:

„Schon acht Tage seitdem ich nichts von Herrn Auger gehört und gesehen habe; man hole mir den Schlingel herzu, damit ich ihn ein wenig an den Ohren zause!"

Und da Herr Auger das Unglück hatte, der ganzen übrigen Dienerschaft verhaßt zu sein, so eilte der Lakay

vier Stufen auf einmal die Treppe hinab, um die Befehle seiner Königl. Hoheit schleunigst zu vollziehen.

In Folge dieser Eile befand sich Herr Auger sammt dem athemlosen Lakayen noch vor Ablauf von zehn Minuten im Vorzimmer Sr. Hoheit.

Er trat ins Schlafzimmer des Herrn Grafen von Artois ein, als dieser eben auf sein Kopfkissen lospaukte, um sich ein bequemeres Lagerplätzchen für sein prinzliches Haupt zu bereiten.

„Aha! mein Herr Auger," rief er, nachdem er es gefunden und sich behaglich gestreckt hatte, „sieht man Sie endlich einmal! Das ist, meiner Treu, eine große Seltenheit! — Ich wähnte Sie schon nach Amerika abgesegelt. — Nun, bringen Sie mir gute Nachricht?"

Auger beantwortete die Frage mit einem eben so verlegenen wie niedergeschlagenem Gesicht.

Der Prinz verstand ihn ohne Worte.

„Was soll das heißen?" fuhr er fort; „ich will hoffen, daß Sie mir keine schlechte Nachricht über dies junge Mädchen bringen?"

„Ach Monseigneur!" stöhnte der unglückliche Liebesbote, „leider sind es keine guten."

„Und warum nicht, wenn ich bitten darf?"

„Weil alles Unheil der Welt über mich hereingebrochen ist, Monseigneur."

Auger erzählte hierauf in lamentabelster Weise das ihm widerfahrene Unglück.

Der Prinz hörte ihn ohne das mindeste Mitleid an. Auger war in Verzweiflung: keine Spur von Sympathie über so viele Leiden zeigte sich auf dem Gesicht des Prinzen.

„Sie sind ein Einfaltspinsel!“ sagte Se. Königl. Hoheit, nachdem Auger seine Trauerepistel beendet.

„Das ist wahr, Monseigneur,“ sprach Auger mit tiefer Verbeugung; „das habe ich leider schon längst bemerkt.“

„Aber das ist noch nicht Alles; Sie sind nicht nur ein Einfaltspinsel, sondern auch ein schlechter Diener.“

„Was das betrifft, Monseigneur —“

„Ein miserabler Lump —“

„O — Ew. Hoheit —“

„Ein nichtswürdiger Schuft! — Wie? nicht genug, daß Sie Nichts ausrichten, müssen Sie auch noch meine Livrée compromittiren, die ohnedies schon nicht sehr beliebt ist, und sich Stockschläge geben lassen!“

„Aber, Monseigneur, das war ja nicht meine Schuld; es war ein Unglück für mich —“

„Wenn ich nach meinem Kopf ginge, würde ich Sie gänzlich verleugnen; ja, noch mehr —“

„Ach! Monseigneur, Aergeres können Sie mir nicht sagen! —“

„Doch, doch! Im Fall man Sie bei den Ohren faßte, würde ich Sie in aller Ruhe aufknüpfen lassen.“

„Das wäre eine traurige Belohnung für die Leiden, die ich ausgestanden, und für die Mühe, die ich mir um Ihretwillen gegeben, Monseigneur.“

„Schöne Mühe! Ein einfältiges Mädchen, ohne Stütze, ohne Kenntnisse, und zum Hüter ein alter Krüppel!“

„Diejenigen, welche meine Schultern mit Stöcken bearbeiteten, waren wenigstens keine Krüppel, Monseigneur.“

„Man kann wohl einmal geprügelt werden, das gebe ich zu; aber, Morbleu! um so mehr ist das ein Grund, dafür Revanche zu nehmen."

„Das ist nicht so leicht, Monseigneur; das ganze Stadtviertel ist jetzt auf der Hut."

„Eine schöne Ausflucht! Wo Gewalt nichts fruchtet, greift man zur List."

„Der Vater ist ein alter Fuchs."

„Unmöglich! dieser Tageblattschmierer ist von Eisen und Baumwolle zugleich."

„Was soll das heißen?"

„Von Eisen, um zu schlagen; von Baumwolle, um geschlagen zu werden."

„Man verlockt das Töchterchen mit süßen Worten."

„Da muß man doch wenigstens dazu kommen, ihr ein Wort sagen zu können, Monseigneur, oder nur sie zu sehen."

„Nun, und? —"

„Ganz unmöglich sie zu sprechen, oder zu sehen!"

„Aber haben Sie denn nicht die mindeste Erfindungsgabe?" rief der Prinz wüthend. „Sie sind aber ein einfältiger Tropf, ein dummes Vieh, ein erbärmlicher Reitknecht in Liebesangelegenheiten! Sie sind weniger werth als ein Savoyard! Sie stehen noch unter dem stupidesten Auvergnaten! Ich wette, daß der Erste, Beste, den ich statt Ihrer nehme, mein Herr Auger, daß ein Commissionair von der Straßenecke die Sache klüger anfangen würde, wie Sie!"

„Ich wage das zu bezweifeln, Monseigneur."

„Wie haben es die Bontems, die Bachelier, die Lebel, und alle diese Helden Ihres Standes angefangen?

Wie hat es der Kammerdiener des Regenten angefangen? Wie hat es der Secretair des Herrn von Richelieu angefangen? Hat man jemals gehört, daß Bachelier, Bontems, Lebel oder Raffé ein Abenteuer verfehlt hätten? Hatten wir nicht Monceaux zu Zeiten des Regenten? den Hirschpark zu Zeiten Ludwigs XV.? — Unmöglich! unmöglich! — das ist das erste Mal, daß ein König oder ein Prinz das Wort hören muß!"

„Inzwischen, Monseigneur, wenn die Gewalt der Umstände —"

„Dummheit! Dummheit, Herr Auger! Die Menschen sind es, im Gegentheil — ich spreche von den gescheiten, wohlverstanden! — die Menschen sind es, welche die Ereignisse beherrschen müssen! Morbleu! Sie müssen wissen, Herr Auger, daß ich dieses kleine Mädchen selbst gesehen habe, daß ich in ihr Zimmer hinangeklettert bin, und wenn die ganze Bude nicht so sehr nach Druckpapier und alten Scharteken gerochen hätte, wenn ich versichert gewesen wäre, daß nicht irgend ein Liebhaber in einem Schranke versteckt war, bereit über mich herzufallen und einen Scandal anzufangen, mit einem Worte, wäre ich nur ein einfacher Offizier meiner Garde, und nicht ich selbst gewesen, so verließ ich sie nicht wieder, ohne ihre Eroberung eingefädelt zu haben. Ist das wahr, oder nicht, mein Herr?"

„Gewiß, Monseigneur."

„Aber nein, nein! ich bin einfältig genug, meine Sachen als Prinz machen zu wollen, zu meinen, ich hätte auch meinen Lebel, meinen Bontems, meinen Bachelier, den ich bezahle, und glänzend bezahle! und da läuft die ganze Geschichte schlecht ab, und nur durch

die Schuld desjenigen, der sie hätte glücklich durchführen sollen! — Weiß der Himmel! ich habe Unglück, ein Prinz von Geblüt zu sein! der geringste Federfuchser würde mir ins Gesicht lachen, nicht über eine Mademoiselle Ingénue Rétif da la Bretonne gesiegt zu haben!"

„Aber ich beschwöre Monseigneur —"

„Sie sind ein miserabler Lehrjunge, Herr Auger! gehen Sie noch einmal in die Schule!"

„Aber, Monseigneur, Bontems, Bachelier, Lebel, und alle die Männer, welche Ew. Königl. Hoheit mir die Ehre erzeigten zu nennen, alle diese Männer lebten zu einer anderen Zeit."

„Das weiß ich recht wohl, mein Herr Auger; zu einer Zeit, wo eben die Prinzen noch so treue, geschickte, intelligente Diener hatten, daß sie nur einen Wunsch aussprechen durften, um ihn auch schon erfüllt zu sehen."

„Monseigneur, damals waren noch gute Zeiten, und jetzt haben wir schlechte."

„Und worin sollen jene Zeiten besser gewesen sein, als die unseren? Lassen Sie hören, mein Herr Tropf."

„Darin, Monseigneur, daß Herr Bachelier in jeder Tasche einen königlichen Verhaftsbefehl in blanco hatte — und wer Herr Bachelier sagt, der sagt auch Bontems, Lebel, Raffé, und so weiter, — daß alle Polizeicommissaire von Paris, und die Mareschaussée von ganz Frankreich zu ihrer Verfügung standen. Für den Herrn Herzog von Orleans gab es vornehme Damen in Fülle, er brauchte nicht bis zur Bürgerschaft herabzusteigen, und der jetzige Herr Herzog von Orleans bezieht seine Wagen, Pferde und Maitressen aus England."

„Schön! und der Herr Herzog von Richelieu, der

in seiner Jugend, dem Staatsoberhaupte zum Trotz, seine Liebschaften mit den Prinzessinnen von Geblüt, den Töchtern dieses Staatsoberhauptes selbst trieb! — Ist eine Mademoiselle Ingénue schwerer zu verführen als eine Mademoiselle de Valois, und ist ein Herr Rétif de la Bretonne etwa mächtiger wie ein Philipp von Orleans? He?"

„Ich erlaube mir, Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu bemerken, daß alle diese Traditionen einer guten, alten Zeit sich immer mehr und mehr verlieren; wir müssen, wie Herr Mercier sagt, am Vorabend irgend einer Sündfluth sein; was ehemals als eine besondere Gnade angesehen wurde, wird heutzutage für eine Schande angesehen. In Wahrheit, Monseigneur — vergeben Sie mir, wenn ich es auszusprechen wage, — ich weiß nicht, ob die Prinzen sich verlieren und die ehrsamen Frauen beginnen, aber heut zu Tage schrickt man vor Allem zurück, und der Beweis ist Ew. Königl. Hoheit eigene Erklärung, daß Sie mich, wenn die Entführer Ingénue's verfolgt werden sollten, ruhig an den Galgen würden aufknüpfen lassen. Das hatten die genannten Herren Bontems und Consorten allerdings nicht zu befürchten, und das klingt keineswegs sehr ermuthigend, Monseigneur! Ah! man versehe mich mit königlichen Verhaftsbefehlen, mit Vollmacht, diesen Herrn Rétif de la Bretonne in aller Stille in die Bastille zu schaffen! Er hat es hundertmal verdient, es würde daher nicht einmal eine Ungerechtigkeit sein. Man gebe mir ein Picket von Polizeiagenten, um die abzuprügeln, die uns geprügelt haben, und ich stehe Ew. Königl. Hoheit dafür, daß die Schöne in zwei Tagen in unsern Händen sein soll;

nur freilich darf man dann weder vor dem Scandal noch vor den Prügeln zurückschrecken. Die Prügel fürchte ich nicht, das habe ich tapfer bewiesen; aber Ew. Königl. Hoheit fürchten den Lärm, und das ist eben das größte Hinderniß."

„Zuverlässig will ich auch keinen Lärm!" rief der Prinz. „Seht doch das große Verdienst, mir zu dienen und meinen Namen dabei ins Spiel zu mischen! Bei Gott! ich glaube, wenn ich Ihnen eine Armee von dreitausend Mann zur Verfügung stelle, dann wird es so ziemlich sicher sein, daß Sie Herrn Rétif besiegen! und wenn ich Ihnen eine Anweisung auf vier Kanonen bei den Invaliden gebe, so ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Sie Mademoiselle Ingénuus Thüre einschießen! Was ich aber von Ihnen verlange — verstehen Sie mich? — das ist Geschicklichkeit, Erfindungsgabe, Diplomatie! Sie sagen mir, die Zeiten haben sich geändert? Alle Wetter! ja, sie haben sich geändert, weil ich Sie noch nicht habe rädern lassen, für die Beschämung, die Sie mir bereitet haben! Wenn dergleichen Demoisellen jetzt schwerer zu erobern sind, wie zu Bacheliers Zeiten, so mußten Sie sich um so gewandter zeigen, als Bachelier und Lebel, das ist Alles! Ich höre alle Tage sagen daß die Zeit vorwärts schreitet, daß unser Jahrhundert das des Fortschrittes sei, daß die Aufklärung sich verbreitet; so gehen Sie mit der Zeit, machen Sie Fortschritte mit dem Jahrhundert, Herr, und da wir Aufklärung haben, so sperren Sie die Augen besser auf!"

Auger wollte antworten, allein der Prinz hatte sich so in seinen Zorn hineingeredet, daß jeder Versuch vergeblich war.

Der Graf von Artois richtete sich im Bette auf, zeigte mit königlicher Geberde auf die Thüre, und rief: „Hinaus, hinaus!“

„Monseigneur,“ erwiederte Auger, sich verneigend, „ich werde es ein anderes Mal besser machen.“

„Nein, nein, nein! Sie verstehen mich nicht: ich befehle Ihnen zu gehen und niemals wieder zu kommen.“

„Wie, Monseigneur?“

„Ich will Ihre Dienste nicht mehr.“

„Wie? Ew. Hoheit jagen mich fort?“ rief Auger erstarrt.

„Ja.“

„Ohne Grund?“

„Wie so, ohne Grund?“

„Ich will sagen, ohne Unrecht begangen zu haben?“

„Es ist schon Unrecht genug, wenn man in seinen Unternehmungen scheitert, und dies Unrecht werden Sie hoffentlich nicht ableugnen wollen.“

„Monseigneur, lassen Sie mich noch einen Versuch machen!“

„Nichts, nichts! Fort, hinaus!“

„Ich werde eine List erfinden!“

„Nicht nöthig! Wenn ich wirklich noch auf dieses kleine Mädchen beharren sollte, so werde ich schon einen Anderen als Sie finden, mein Bester, einen pfiffigeren, und das wird Ihnen zugleich beweisen, daß Sie ein Esel sind. Marsch! aus meinem Hause!“

Auger kannte den Prinzen zu gut, um nicht zu wissen, daß für ihn hier Nichts mehr zu hoffen sei. Der Prinz nahm eine gefüllte Börse von seinem Nachttische,

warf sie Auger vor die Füße, wendete sich auf die andere Seite und fing alsbald an zu schnarchen.

Auger war einen Augenblick aufs tiefste empört über das, was er eine schwarze Undankbarkeit nannte; dann raffte er die Börse auf und verließ das Zimmer, indem er laut genug sagte, um vom Prinzen gehört zu werden:

„Es ist gut, ich werde mich rächen!"

Da aber die Drohung eines solchen Menschen viel zu unbedeutend war, um den Prinzen nur im geringsten zu kümmern, drehte er nicht einmal mehr den Kopf um, sondern verschnarchte seinen Zorn.

Se. Königl. Hoheit hatte sehr Unrecht zu schnarchen; es giebt keine kleinen Feinde, selbst nicht für einen großen Prinzen.

Ein Beweis ist Madame Dubarry, die eine Zeitlang eine größere Prinzessin war, als alle Prinzessinnen von Geblüt, und die einen elenden kleinen Negerjungen zum Feinde hatte, der ihr später denselben Kopf abschlagen ließ, auf welchem sie zum Scherze dieselbe Krone ausprobirt hatte, die der armen Marie Antoinette so viel Unglück bringen sollte.

XIII.

Der Pfarrer Bonhomme.

Man wird sich ohne Zweifel fragen, welche Art von Rache ein Herr Auger, das heißt ein erbärmlicher Lakay, an Se. Königl. Hoheit, Monseigneur, Grafen von Artois, königlichem Prinzen von Geblüt, nehmen konnte.

Es ist wahr, Herr Auger verlor seine einträgliche Stelle, seine Aussichten in die Zukunft — denn selbst für solche Schurken, wie Herr Auger einer war, giebt es zuweilen noch eine andere Zukunft als den Galgen; — Herr Auger hatte nicht mehr die Ehre unter den Werkzeugen des Hofs zu figuriren; Herr Auger fand das wohlschmeckende Brod der Dienstbarkeit nicht mehr fertig für seinen Schnabel gebacken, dieses Brod, das für niedrige Seelen und feile Herzen einen so großen Reiz hat.

Das Alles sind, wie man zugeben wird, Bekränkungen, die nicht so leicht zu vergeben sind.



Der Herr Graf von Artois hätte sich das fein überlegen sollen, bevor er sich einen Mann, wie Herrn Auger, zum Todfeinde machte.

Aber, wie wir gesagt haben, der Prinz hatte sich mit der stolzen Unverschämtheit vornehmer Jugend nach der Wandseite gekehrt, und statt zu überlegen — geschnarcht.

Verhängnißvolle Gleichgültigkeit! Die Zeiten können sich ändern und microscopische Feinde, so klein und nichtig wie Infusionsthierchen, können zur Größe eines Riesen Micromegas anwachsen!

Halten wir uns aber nicht bei Betrachtungen auf, die dem Leser vielleicht zu viel enthüllen könnten; die Rache des Herrn Auger wird ihm im Verlaufe dieser Erzählung noch deutlich genug werden.

Drei Tage nach diesem heftigen Auftritte zwischen dem Herren und dem Diener, erschien ein bleicher Mann, mit verstörten Zügen, kraftlos und keuchend, beim Pfarrer des kleinen Kirchspiels Saint-Jaques-du-Chardonnet, oder du Chardonneret, je nachdem es dem Historiographen belieben wird, die Etymologie dieses Straßennamens aus dem Pflanzenreiche oder aus dem Thierreiche abzuleiten.*)

Es war eine Stunde nach Mittag an einem jener sonnigen Herbsttage, der dem Lächeln eines Greises, oder einem Sonnenuntergange glich. Der Pfarrer hatte so eben sein Mittagsmahl verzehrt und seine geistlichen Obliegenheiten gewissenhaft abgethan. Er saß auf einer

---

*) Chardonnette, die wilde Artischoke; Chardonneret, der Stieglitz.

Rasenbank in seinem Gärtchen und las — nicht im Breviere — sondern in einer Brochüre, die eben erschienen war, und die Einige Herrn von Mirabeau, Andere Herrn Marat, und wieder Andere noch Anderen zuschrieben.

Wer aber auch der Verfasser sein mochte, so viel stand fest, daß die Brochüre eine höchst patriotische war.

Dieser würdige Pfarrer, in der Philosophie von Port-Royal aufgesäugt und in der Menschenliebe des Jahrhunderts aufgewachsen, trieb eine Art kaum zu definirenden Phantasie-Cultus, der erst sechzig Jahre später in der Doctrin des Abbé Châtel seinen Ausdruck finden sollte; es war eine seltsame Mischung von Unglauben und von Frömmigkeit, die aber doch, im Ganzen genommen, eine, sowohl seinem eigenen Seelenheile, wie dem Wohle seines Nächsten, ganz ersprießliche Religion bildete.

Man lebte bereits nicht mehr im Zeitalter jener Prälaten, welche die Bildung des Geistes und die Beruhigung des Gewissens in ihrem Sprengel ad usum ecclesiae*) überwachten.

Unser Pfarrer ehrte und fürchtete Gott, kümmerte sich aber nebenbei viel eifriger, als es der Papst gut geheißen haben würde, um die weltlichen Angelegenheiten Frankreichs. Er war zuverlässig einer jener Seelenhirten, die, vier Jahre später, mit Enthusiasmus den Eid auf die Verfassung leisteten, und der Revolution beistanden, sich aus den Windeln zu erheben.

---

*) Zum Nutzen der Kirche.

Der Abbé Bonhomme — ein trefflicher Mann*) für einen christlichen Pastor, — las also eben in jener politischen Brochüre, als Mamsell Jaqueline, seine alte Haushälterin, in das kleine Gärtchen trat, um ihm jenen bleichen, verstörten Menschen anzumelden, von dem wir so eben gesprochen haben.

Der Abbé gab Befehl, daß man ihn eintreten lasse, fand aber doch für gut, die besagte Brochüre einstweilen hinter seiner Bank in einem dichten Resedastrauche zu verstecken.

Die Priester sind, wie die Mediziner, ein wenig Physiognomiker. Man muß gestehen, daß man, selbst in guten Zeiten, selten zu dem einen wie dem anderen geht, wenn man ihrer nicht bedarf, so daß es bei ihnen zur Gewohnheit geworden ist, bei jedem solchen Besuche eine Art von Besorgniß darüber zu hegen, — zumal die Priester, denen solche Besuche in der Regel Nichts einbringen, wohl aber Kosten verursachen, — welcher Art der Dienst sein möge, den man von ihnen verlangt.

Der Abbé Bonhomme, der diesen Menschen nach seinem sehr verstörten und ziemlich gemeinen Aeußeren beurtheilte, richtete sich von seiner Bank auf, erhob die mit einer großen Brille geschmückte Nase gegen den Ankömmling empor und sprach in einem Tone, der diesen in gehöriger Entfernung halten sollte:

„Schon gut, mein Herr, schon gut — Was wünschen Sie?"

Der Mann blieb stehen; seine, entweder wahrhafte

*) Bonhomme, Gutmann.

oder verstellte Aufregung war sichtlich; er drehte den Hut zwischen seinen zitternden Fingern hin und her.

„Ein schlechtes Gesicht!" murmelte Abbé Bonhomme vor sich in den Bart, „ein schlechtes Gesicht!"

Und dabei sah er sich um, ob Dame Jaqueline, seine stämmige und für ihr Alter noch ganz rüstige Duegna, nahe genug sei, um sie nöthigenfalls herbeirufen zu können.

Der Fremde sah recht wohl, daß er keinen günstigen Eindruck auf den Pfarrer mache und bemühte sich, eine demüthigere Haltung anzunehmen.

„Herr Pfarrer," sprach er leise, „ich komme um Ihnen etwas zu vertrauen."

„Aha!" dachte Bonhomme, „irgend ein Dieb, dem man auf den Fersen ist — Schlimme Geschichte!"

„Mein Herr —" fuhr er laut fort, „ein Priester ist kein Notar; er empfängt keine Vertraulichkeiten, sondern hört nur Beichte."

„Ganz recht, Herr Pfarrer, das ist es auch, um was ich Sie zu bitten komme," sprach der verstörte Mann; „wollen Sie wohl die Güte haben, mich Beichte zu hören?"

„Die Pest hole den Burschen! ich war eben in meiner schönsten Verdauung," dachte Bonhomme, laut aber sagte er:

„Aber, mein bester Herr, eine Beichte ist immer eine sehr ernste, heilige Sache, die man nicht so, mir nichts dir nichts, in einem Garten vornimmt. Warten Sie bis ich in die Kirche komme, in meinen Beichtstuhl, und dann werden wir ja sehen —"

„So erlauben Sie mir die Frage, Herr Pfarrer, wenn Sie im Beichtstuhle sein werden?“

„Je nun — morgen, übermorgen —“

Der Mann schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf.

„Bis dahin kann ich unmöglich warten!“ rief er.

„Das thut mir leid, mein Herr, aber in dieser Hinsicht habe ich meine feste Ordnung, von der ich nur abgehe, wenn es sich darum handelt, einen Kranken mit den Sterbesacramenten zu versehen. Ich höre jeden Vormittag von acht bis zwölf Uhr jedem Beichte, der da kommen will, aber niemals später.“

„Dann ist es zu spät, Herr Pfarrer; dann ist es zu spät! Ich muß jetzt gleich die Absolution haben!“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Bonhomme, immer unruhiger werdend.

„Und doch ist es leicht zu verstehen: ich muß die Absolution haben, bevor ich sterbe.“

„Mein lieber Freund, erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie keineswegs wie ein Mann aussehen, der sich in Todesgefahr befindet.“

Und dabei rutschte der gute Pfarrer, immer unruhiger über den Ausgang dieser curiosen Geschichte, auf seiner Bank hin und her.

„Und doch, Herr Pfarrer, wird dies vor Ablauf einer Stunde geschehen sein.“

„Wie so?“

„Weil ich, nachdem Sie mir die Absolution wegen meines Verbrechens ertheilt haben werden —“

„Es handelt sich also um ein Verbrechen, das Sie begangen haben, und das Sie mir beichten wollen?“

„Ein fürchterliches, abscheuliches Verbrechen!“

„Oho! oho!“ rief Bonhomme, immer bestürzter.

Und wiederum warf er besorgte Blicke um sich, ob nicht irgend ein Beistand in seiner Nähe sei.

Der Mann that aber, als ob er die Angst des Pfarrers nicht bemerke, und fuhr fort:

„Ja, ein Verbrechen, nach dem ich nicht mehr leben kann, und für das ich die Absolution eines Priesters haben muß, auf daß ich ruhiger vor Gott erscheinen kann.“

„Aber, lieber Mann, Sie schlagen da einen falschen Weg ein.“

„Wie?“

„Ich kann es nicht zugeben, daß Sie sich umbringen.“

„Ach! verhindern Sie mich ja nicht daran! thun Sie das um Gotteswillen nicht!“ rief der Mann mit einem Lächeln der Verzweiflung, daß es dem guten Pfarrer kalt über den Rücken rieselte.

„Wenn ich Sie nicht daran verhinderte, so müßte ich ohnmächtiger sein, als der Teufel, von dem Sie besessen sind. Unter dem Teufel verstehe ich den Geist des Bösen, denn —“ fuhr er mit einem Lächeln fort, so erschrocken er auch war, „Sie werden hoffentlich nicht denken, daß ich Sie wirklich vom Teufel besessen glaube, wie man dies im Mittelalter glaubte, obgleich die heilige Schrift und alle heiligen Bücher von einem diabolus sprechen; ich würde also, streng genommen, nur meine Pflicht thun, wenn ich Sie wirklich vom Teufel besessen glaubte.“

„Sie ziehen aber vor, es nicht zu glauben?“ sprach der Mann mit einer Sanftheit, die fast wie Ironie klang.

„Jeder hat seine besondere Ansicht darüber, mein Freund.“

„Gewiß, Herr Pfarrer; Sie haben die Ihrigen, und ich habe die meinigen, und diese gehen eben dahin, daß ich mich in die Seine stürzen muß, sobald ich Ihre Absolution haben werde.“

„Aber, mein lieber Herr, gerade um dieses Vorsatzes willen kann und darf ich sie Ihnen gar nicht ertheilen; die Absolution kann nur in der Voraussetzung wahrer Reue erfolgen, und wer sich vorgenommen hat eine sträfliche That zu begehen, empfindet eben keine Reue. Der Selbstmord aber ist eine der größten Todsünden; schon der Wunsch zu sterben ist eine Sünde, denn der Mensch darf nicht zerstören, was Gott geschaffen hat.“

„Und sind Sie auch gewiß überzeugt, daß Gott mich erschaffen hat?“ sprach der Mann mit demselben Anflug demüthiger Ironie wie vorher.

„Ich muß es glauben, wie ich an den Teufel glaube, da in der Schrift steht, daß Gott den Mann und das Weib erschaffen habe. Ich wiederhole Ihnen also, daß, wenn Sie sich selbst den Tod geben, Sie im Zustande der Todsünde sterben würden, was keine leichte Sache ist, zumal wenn, wie Sie sagen, Ihr Gewissen ohnedies schon belastet ist.“

„Belastet, überladen, erdrückt, Herr Pfarrer! so daß ich die Bürde eben nicht mehr ertragen kann! Sie sehen einen Menschen in höchster Verzweiflung vor sich!“

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!“ sprach der Pfarrer, in welchem die Barmherzigkeit an der Stelle

der Furcht zu erwachen begann; „gegen die Verzweiflung giebt es Heilmittel.“

„O Herr Pfarrer! wenn Sie eines wissen, sagen Sie es mir!“

„Nun, wenn ich es auch noch nicht weiß — so können wir es ja ausfindig machen, und zum wenigsten giebt es einen Arzt dazu — ich bin der Arzt.“

„Ach, Herr Pfarrer!“

„An mich dürfen und sollen sich die leidenden Seelen wenden.“

„Nun, das will ich ja eben!“

„So sein Sie mir willkommen, mein Sohn.“

„Sie wollen also meine Beichte hören?“

„Ja.“

Der würdige Bonhomme erhob sich, um nach der Kirche zu gehen.

Aber die liebe Sonne schien so warm, so mild, so lieblich, daß es eine Sünde gewesen wäre, dies reizende Plätzchen mit den kalten, dumpfigen Kirchenmauern zu vertauschen; das Gärtchen war mit so lieblichen Düften erfüllt, der Schatten war so erquickend, und die Rasenbank so weich, als wolle sie den Bedürfnissen des Körpers willig entgegenkommen.

Der Pfarrer sank seufzend wieder auf die Bank zurück.

„Ich habe sagen hören,“ murmelte er halblaut, „daß Gott die Bekenntnisse der Menschen vor seinem Angesichte liebe, das heißt, unter seinem blauen Himmel, seiner Sonne, der von ihm geschaffenen Natur, und daß die Gebete besser noch durch die Wolken, als durch die

kalten Steinmauern einer Kathedrale zu seinem Ohre gelangen."

„Auch ich meine das," flüsterte der Sünder bescheiden.

„Nun denn, wenn es Ihnen nicht widerstrebt," sprach der Pfarrer mit freundlichem Lächeln, „mir hier, fern von allen Zeugen, vor Gottes Angesichte ins Ohr zu sagen, was Sie mir im Beichtstuhle vertraut haben würden? Ihre Wunde scheint schmerzhaft und der sofortigen Linderung bedürftig."

„O gern!" rief der Mann wie erleichtert. „Soll ich vor Ihnen knien, hochwürdiger Vater?"

Der Pfarrer ließ seine Augen rings umherschweifen und bemerkte die der Dame Jaqueline, die neugierig durch das Küchenfensterchen lugten.

Er deutete verstohlen darauf hin.

„Nun — das ist ja wohl die würdige Person," sprach der Sünder, „die mich hier eingelassen hat?"

„Das wohl — aber, da sie nicht weiß, um was es sich handelt, so könnte es sie befremden, Sie hier im Garten vor mir knien zu sehen; sie könnte aus Besorgniß herkommen und uns stören, während eine gewöhnliche Unterhaltung nichts Befremdendes für sie haben wird. Also — setzen Sie sich hier neben mich; und beginnen Sie."

XIV.

Die Beichte.

Der Mann runzelte die Stirn, schnitt ein Schmerzensgesicht, und schien wie eine krampfhafte Anstrengung zu machen, um sich selbst zu beherrschen.

Der Pfarrer, der noch keineswegs frei von aller Furcht vor irgend einer bösen Absicht war, rückte ein wenig seitwärts.

Endlich saß der Mann.

„Vor allen Dingen, wie heißen Sie, mein Sohn?" frug Bonhomme.

„Auger, hochwürdiger Vater."

„Auger, so; und was treiben Sie?"

„Ich bin, oder ich war vielmehr in Diensten Sr. königl. Hoheit, des Grafen von Artois."

„Und in welcher Eigenschaft?" frug der Pfarrer erstaunt weiter.

„Je nun — als — "

Auger schien zu zögern.

„Als — Vertrauensmann, als geheimer Geschäftsführer,“ fuhr er endlich heraus.

„Ei — das scheint mir eine treffliche Stellung, mein Freund, und ich sollte denken, unter der Aegide eines so mächtigen Prinzen müßte es Ihnen nicht schwer geworden sein, ein Universalmittel zur Linderung Ihres Unglücks zu finden, welcher Art es auch sei.“

„Ich glaubte Ihnen so eben gesagt zu haben, daß ich nicht mehr im Dienste des Prinzen stehe.“

„Er hat Sie also fortgeschickt?“

„Nein, Herr Pfarrer, ich habe meinen Abschied genommen.“

„Und warum das?“

„Weil — weil die Art Dienste, zu denen er mich zwingen wollte, mir nicht anstanden — Man kann arm sein, aber doch ein menschliches Gefühl in der Brust tragen.“

„Sie setzen mich in Erstaunen!“ rief der Pfarrer mit wachsendem Interesse, und rückte dem Beichtenden etwas näher; „und welche Art von Diensten erheischte denn der Herr Graf von Artois, die sich so wenig mit menschlichen Gefühlen vertrugen, daß Sie sich weigern mußten sie zu leisten?“

„Herr Pfarrer, kennen Sie den Grafen von Artois?“

„Je nun, als einen allerliebsten Prinzen, voller Geist, voller Großmuth —“ stotterte Bonhomme etwas verlegen.

„Und — von ausschweifenden Sitten.“

„Aber —“

Der Pfarrer ward schaamroth.

„Sie verstehen, was ich damit sagen will?“ frug Auger.

„Mein Sohn, ich bin nur da, um Ihre Beichte zu hören.“

Und der wackere Priester hüllte sich in seine beichtväterliche Würde, und bereitete sich vor Dinge zu hören, für die vielleicht das Dunkel des Beichtstuhls immer noch nicht zu dunkel gewesen wäre.

„Ich war also der vertraute Diener des Herrn Grafen von Artois,“ fuhr Auger fort, „das heißt, ich war der Commissionair seiner geheimen Vergnügungen.“

„O — mein Sohn!“

„Hochwürdiger Vater, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Sie sich darauf gefaßt machen möchten, fürchterliche Dinge zu hören.“

„Wie aber konnten Sie sich entschließen, ein solches sündhaftes Gewerbe zu übernehmen, mein Sohn?“

„Was wollen Sie! man muß leben!“

„Wenn Sie nur ernstlich gestrebt hätten,“ sprach der Pfarrer bescheiden, „so würden Sie gewiß einen weniger verwerflichen Lebensunterhalt gefunden haben.“

„Auch ich habe mir das gesagt, leider aber, als es zu spät war.“

„Und wie lange standen Sie in Diensten Sr. Hoheit?“

„Drei Jahre.“

„Das ist eine lange Zeit.“

„Gleichviel, ich habe ihn verlassen.“

„Sehr spät, wie Sie selbst sagen.“

„Besser spät, wie niemals, mein Vater.“

„Sie haben Recht — Fahren Sie fort.“

„Der Prinz forderte nämlich von mir — Ach mein Vater! Schaam und Reue schnüren mir die Kehle zu!“

„Muth, mein Sohn, Muth!“

„Der Prinz wollte — Ich weiß in der That nicht, wie ich das einem so frommen, ehrwürdigen Manne sagen soll!“

Der gute Pfarrer bekreuzte sich.

„Se. Königl. Hoheit trug mir auf,“ sprach Anger leise, „ein junges Mädchen dieses Stadtviertels für ihn zu verführen —“

„O mein Gott!“ seufzte Bonhomme mit sichtlichem Abschen.

„Ja, Herr Pfarrer, ein schönes, reizendes, unschuldiges Mädchen, die Freude, der Stolz und die Hoffnung ihres alten Vaters.“

„Unglücklicher!“

„Sie sehen, mein Vater, daß ich der Vergebung Gottes unwürdig bin!“

„Nein, nein, jedem bereuenden Sünder leuchtet ja seine Gnade; aber es war schauderhaft, einen solchen Auftrag zu übernehmen!“

„Auch ich schaudere jetzt davor; aber die Gewohnheit des Lasters verhärtet das Herz.“

„Und Sie waren so unglücklich, das Werk der Sünde zu vollbringen?“

„Ich that es — allein es mißlang.“

Der Pfarrer seufzte erleichtert auf.

„Wäre es mir gelungen — und Se. Hoheit bezahlte mich theuer genug dafür, — wäre es mir ge=

lungen, so würde ich Ihnen jetzt nicht sagen: Ich will mir das Leben nehmen! — sondern ich hätte es bereits gethan."

„Nun aber — was geschah?"

„Wollen Sie mich noch anhören?"

„Ja, Sie interessiren mich," sprach Bonhomme naiv; „also, fahren Sie fort, mein Sohn; noch sehe ich Ihr Verbrechen nicht deutlich."

„Wie gut sind Sie, mein Vater," sprach der Sünder, wieder mit demselben ironischen Anflug; „aber wir sind noch nicht zu Ende."

„Großer Gott! was werde ich noch hören müssen?"

„Ich hatte also den schändlichen Auftrag übernommen, das arme unschuldige Mädchen zu verführen, und hatte mich mit einer Art von Wuth ans Werk gemacht; denn es ist merkwürdig, zu beobachten, welchen Eifer und welchen Scharfsinn die schlechtesten Handlungen, wenn man sich derselben einmal unterzogen, uns einflößen können."

„Das ist leider nur zu wahr; man würde ein doppelt ehrlicher Mann sein und sich zweimal den Himmel verdienen, wenn man nur das Viertel des Eifers, das man auf schlechte Handlungen verwendet, auf gute verwenden wollte!"

„Ein erster Versuch scheiterte."

„Das junge Mädchen widerstand?"

„Diesmal noch nicht, denn es handelte sich fürs Erste nur darum, den Vater selbst zur Einwilligung zu bewegen."

„Wie? Sie wagten es —"

„Ja, mein Vater — und ich glaube, daß Sie

das schon als ein hinreichendes Verbrechen anerkennen werden."

„Wenn das auch nicht unmittelbar ein Verbrechen genannt werden kann, so war es doch wenigstens eine sehr schlechte Handlung und eine große Sünde," sprach der Pfarrer, traurig den Kopf schüttelnd.

Auger schien von dieser Aeußerung tief ergriffen und stöhnte kläglich.

„Zum Glück leistete der Vater tapferen Widerstand," sagte er; „o — er hatte Muth, denn ich setzte ihm gewaltig zu!"

„Wackerer Mann, dieser Vater!"

„Ich beschloß demnach, mich geradezu an die Tochter zu werden."

„Beklagenswerthe Verstocktheit!"

„Aber auch hier vergebens: Briefe, Geschenke, Drohungen, Alles ward zurückgewiesen; ich scheiterte abermals."

„Wahrlich, das sind brave Leute! — Und sie wußten es, daß Sie im Namen des Prinzen handelten?"

„Sie wußten es."

„Dann wundere ich mich, daß Sie nicht von Ihrem Vorhaben abstanden, da Sie Vater und Tochter so fest und ehrenhaft befanden."

„Wie Sie eben sagten, mein Vater: beklagenswerthe Verstocktheit!"

Auger fing an zu schluchzen.

Der ehrliche Bonhomme fing an Mitleid mit diesem großen Schmerz zu fühlen und sagte beschwichtigend:

„Das Alles sind noch keine unerläßlichen Sünden, mein Sohn, und Ihre bessere Natur läßt sie Sie größer sehen, als sie sind.“

„Sie vergessen, mein Vater, daß ich noch lange nicht zu Ende bin; hören Sie nur erst — Ach! die Verbrechen ließen nicht lange auf sich warten, sie kamen nur zu bald!“

Des Pfarrers Unruhe steigerte sich wieder.

„Ich beschloß das Mädchen mit Gewalt zu entführen.“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Ich warb einen Helfershelfer an, einen meiner Freunde, einen kräftigen, entschlossenen Mann, der es übernahm, den Vater zu bewältigen, während ich die Tochter entführte. Ach, hochwürdiger Vater! der Plan ward ausgeführt —“

„Ein Ueberfall?“

„Im Dunklen, auf offener Straße — es floß Blut!“

„Blut?“

„Ja, und der Ueberfall kostete einem Menschen das Leben —“

„Ein Mord?“ rief der Pfarrer schaudernd.

„Jetzt wissen Sie mein Verbrechen, Herr Pfarrer; das ist die furchtbare That, deren ich mich schuldig gemacht, und da die irdische Gerechtigkeit, die mich bis jetzt übersehen zu haben scheint, von einem Tage zum anderen über mich kommen kann, ich aber nicht auf dem Schaffot sterben will, so bin ich entschlossen meine Seele Gott darzubringen, hoffentlich durch meine Reue

und die Absolution, die Sie mir gewähren werden, von ihrer Sündenlast befreit."

Angers Ton, seine Geberden, seine Thränen, bezeichneten eine so aufrichtige Reue, daß der würdige Gottesmann nicht länger mehr widerstehen konnte; dennoch wirkte noch jener natürliche Abscheu, den jeder wahrhaft tugendhafte Mensch einem großen Verbrecher gegenüber empfindet, zu mächtig auf ihn: er zitterte zugleich vor Entsetzen und vor Mitleid.

„O! o!" stöhnte er, „Sie haben den Vater ermordet!"

„Gott sei Dank, nein, mein Vater! ich selbst habe nicht gemordet!"

„So hat ihn Ihr Freund ermordet?"

„Auch er nicht; im Gegentheil."

„Und doch, sagen Sie, blieb der arme Vater als das Opfer dieser bösen That?"

„Nicht der Vater."

„Aber wer denn, ums Himmeswillen? So sprechen Sie doch!"

„Mein Freund, hochwürdiger Vater, mein unglücklicher Freund, den ich zu dieser That verleitet hatte!"

„Ah!" seufzte der Pfarrer tief auf, als würde ihm eine Centnerlast von der Brust genommen; „der arme Vater ist also nicht getödtet worden? Ja, das ändert die ganze Sache! Das Leben dieses unschuldigen Mannes würde Ihre Sündenlast vor Gottes Richterstuhle sehr vergrößert haben! — Aber, erklären Sie mir nur — denn, in Wahrheit, bis jetzt weiß ich immer noch nicht —"

„O — Sie werden schaudern, mein Vater! Dies junge Mädchen und der Vater mußten den Ueberfall vorausgesehen haben und ließen sich von einer Anzahl kräftiger Arbeiter in einem Hinterhalte bewachen. Diese überfielen uns, mein Freund ward in dem Kampfe schwer verwundet, ist an seinen Wunden gestorben, und ich bin die Ursache seines Todes, da ich ihn zu der That verleitet hatte — — Ja, ja, ich bin sein Mörder, mein Vater, bin sein einziger, bin der wahrhafte Mörder dessen, den ich vorher verführt habe!"

Und dabei wand sich Auger vor Schmerz und Reue wie ein Wurm im Staube; es war herzbrechend mit anzusehen.

Der Pfarrer blieb einige Zeit sprachlos; sein schlichter, redlicher Sinn erkannte recht wohl all das Abscheuliche, was diese Erzählung enthielt; er beklagte das Böse und dankte Gott aus der Fülle seines frommen Herzens, daß er größeres Unglück verhütet habe.

Auger beobachtete ihn genau und errieth ziemlich richtig den Gang seiner Gedanken; um so eifriger erneuerte er nach einigen Minuten seine Verzweiflungsausbrüche.

„Mein Sohn," sprach endlich Bonhomme, „Ihr Schmerz ist begreiflich, und dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß ich Sie weniger strafbar finde, als ich es fürchtete."

„Wie, mein Vater! sprechen Sie da auch die Wahrheit?"

„Ich spreche im Namen des Herrn zu Ihnen, mein Sohn, und wie der Herr selbst zu Ihnen sprechen würde."

„Wäre es möglich?“ rief Auger unter vermehrten Thränen; „sollte ich so glücklich sein, noch auf Gnade in dieser und jener Welt hoffen zu dürfen?“

„Gott gewährt Ihnen durch mich, seinem unwürdigen Knecht, wenn auch nicht volle Vergebung, doch Trost. — Aber ich habe Sie noch um Einiges zu befragen.“

„Ach, mein Vater! Sie wissen jetzt Alles.“

„Noch nicht das Ende dieses Ereignisses.“

„Nun denn, nach dem Tode meines Kameraden gingen mir plötzlich die Augen über meine Verworfenheit auf; ich eilte sofort zum Prinzen, und statt die neuen Hilfsmittel, die er mir zur Verfügung stellte, anzunehmen, habe ich gänzlich mit ihm gebrochen und auf der Stelle meinen Abschied genommen.“

„Das war recht, das war brav, aber ein wenig gefährlich,“ sagte Bonhomme in seiner kindlichen Einfalt.

„In wie fern gefährlich? Für einen Mann, der entschlossen ist zu sterben, giebt es keine Gefahr mehr, mein Vater! Was kann mir denn Schlimmeres begegnen, als der Tod? Die Schande? — Nun denn, wird der Entschluß, den ich gefaßt habe, sie mir nicht ersparen, wie Ihre Absolution ihn mir erleichtern wird?“

„Sie wissen, daß ich sie Ihnen nicht anders ertheilen werde,“ sprach der Pfarrer streng, „als gegen das feierliche Versprechen, den heiligsten Eid, daß Sie jeden Gedanken an Selbstmord aufgeben wollen!“

Auger fing von Neuem an sich zu winden, zu lamentiren und dem Pfarrer zu schwören, daß sich noch

nie ein bußfertigerer Christ freiwillig vor Gottes Richterstuhl gestellt habe.

Er trieb seine Verzweiflung so weit und bearbeitete seine Brust so mit Püffen, daß der gute Priester es nicht mehr mit ansehen konnte und beschloß, sich zum Märtyrer der Wahrheit zu machen. Salbungsvoll sprach er:

„Mein Sohn, der größte Verbrecher bei diesem traurigen Ereigniß, das sind nicht Sie —"

„Aber wer denn?" rief Auger mit verstelltem Erstaunen.

„Das ist der Prinz, der Sie zum Bösen antrieb. Der Prinz ist es, der seine Bestimmung vergessen — denn die Großen dieser Erde haben die heilige Verpflichtung, nur mit gutem und edlem Beispiel voranzugehen, — und Sie in Verbrechen gestürzt hat, um seine Gelüste zu befriedigen! Jede derartige Laune der Großen kostet uns niedrigen Erdenwürmern einen Theil unserer Ehre, wie unserer Glückseligkeit. O mein Gott!" fuhr er fort, zu jenem damals üblichen Style übergehend, den Rousseau in die Mode gebracht hatte, „o mein Gott! hast Du denn die Mächtigen nur geschaffen, um uns Schwache zu verschlingen? Wenn wird doch der, trotz der Verheißungen Deines göttlichen Sohnes, so lange schon vergeblich erhoffte Tag kommen, wo die Schwächeren in den Stärkeren eine Stütze und einen Schirm finden werden!"

Plötzlich schwieg er, wie erschrocken, daß er sich von seinem Gefühl so hatte hinreißen lassen, denn bei allem Patriotismus trug der wackere Pfarrer doch kein Verlangen danach, sich zu compromittiren, und wenn

der Herr Graf von Artois seine große Strenge erfuhr, so konnte er ihm bei seinen Oberen wesentlichen Schaden zufügen.

Nichts desto weniger erfüllte er getreulich seine Pflicht als Priester.

„Nun, nun, mein Sohn," sagte er, „trocknen Sie Ihre Thränen. Ihre Sünden sind groß, aber Ihre Reue ist es nicht minder, und sie hat mein Herz gerührt. Beharren Sie darin, und deshalb eben müssen Sie auch am Leben bleiben. Es gehört eine mehrjährige Reue dazu, um vor Gott die Verbrechen eines Tages zu tilgen."

„Hoffen Sie das, mein Vater?"

„Ja, ja, mein Sohn, und nicht Sie wird man einst zur Rechenschaft ziehen, wegen dieser Abscheulichkeiten, sondern deren Anstifter, den Prinzen Alfe, glauben Sie mir, Ihr Gewissen ist höchstens mit einem Drittel dieser Sünden belastet."

Auger trocknete seine Augen und schon glaubte der ehrliche Bonhomme mit dieser Sache zu Ende zu sein allein er irrte sich; Auger hatte seine Comödie noch nicht ausgespielt.

„Nein, nein, ganz entschieden, Herr Pfarrer," rief er mit einem Male, wieder seine Verzweiflungsmiene vornehmend, „je mehr ich darüber nachdenke, je deutlicher sehe ich ein, daß ich nicht länger mehr leben kann!"

„Aber mein Gott! warum denn?" frug dieser, erschrocken, den Kampf wieder von vorn beginnen zu müssen.

„Mich peinigt ein Gedanke, ein schrecklicher Gedanke, der mir nicht Ruhe noch Frieden lassen wird!"

„Und was ist denn das für ein Gedanke?“

„Wenn ich durch Buße und Reue die Vergebung Gottes erlange, so will ich mit Freuden dies Leben hingeben; aber —“

„Aber?“

„Aber ich habe auch noch die Vergebung Derer zu erlangen, die ich so schmachvoll beleidigt habe — Glauben Sie denn, daß ich werde schlafen können, so lange das Bild dieses armen beschimpften Mädchens, dieses alten bekümmerten Vaters vor meinen Blicken schweben wird, die meiner nur mit dem Verlangen nach Rache denken werden?“

„Aber um Gottes willen!“ rief Bonhomme, dem nun die Geduld ausging, „so seien Sie doch vernünftig, oder, bei meiner Priesterehre! ich ertheile Ihnen die Absolution nicht.“

„Aber Sie müssen doch meine Gefühle begreifen, hochwürdiger Vater? Diese Schlachtopfer meiner Schlechtigkeit wohnen in diesem Stadtviertel, nur wenige Schritte von hier; ich kann ihnen sogar begegnen, wenn ich von Ihnen weggehe.“

„Kenne ich sie vielleicht?“

„Dem Namen nach ganz gewiß, Herr Pfarrer.“

„Wer ist es?“

„Das junge Mädchen heißt Ingénue —“

„Und der Vater?“

„Rétif de la Bretonne.“

„Was? Rétif de la Bretonne, der Romanschreiber der Tageblattschmierer?“

„Ja, mein Vater; derselbe.“

„Der Verfasser der Pornographen, der verführten Bäuerin, und anderer gefährlicher Bücher?“

„Derselbe.“

„Ei, ei, ei!“

Auger errieth recht wohl an diesem Ei, ei, ei! des Pfarrers, um wieviel der Name seiner Schlachtopfer das Interesse Bonhommes an ihnen geschmälert hatte.

„Und dennoch,“ fuhr der Priester wie halb zu sich selbst redend fort, „doch muß ich dem Manne die Gerechtigkeit widerfahren lassen, es anzuerkennen, daß er sich höchst ehrenhaft in dieser Sache benommen hat. Hm, hm! Nach der Moral zu schließen, die er in seinen Romanen zur Schau trägt, hätte ich ihm das nicht zugetraut.“

„Auch ich habe mir das schon gesagt,“ sprach Auger, „und doch kann ich die Wahrheit nicht leugnen; die Tochter ist ein Muster an Tugend und Sittsamkeit, und der Vater ein Ehrenmann im strengsten Sinne des Worts. Sie werden also einsehen, mein Vater, daß ich die Verzeihung und die Achtung dieser wackeren Leute mir erringen muß, wenn ich das Leben noch länger ertragen soll — —“

Und wiederum vergoß Auger reichliche Thränen, wenn schon nicht mehr mit solchem Ausdrucke der Verzweiflung, sondern mehr mit dem der Rührung.

Der Pfarrer sah ihn verlegen an, als wollte er sagen:

„Was zum Kuckuck kann ich aber dabei thun?“

„Ach, mein Gott!“ fuhr Auger fort, „sollte es denn gar kein Mittel geben, mich mit diesen braven Leuten wieder zu versöhnen? Soll ich denn ewig mit

ihrem Abscheu belastet bleiben? Eine schwere Bürde, mein Vater, zu schwer für mich; sie wird mich erdrücken!"

„Nun, nun, lassen Sie sehen; was ist in Summa Ihre Absicht? Sagen Sie, mein Sohn, können Sie ihnen irgend eine Genugthuung bieten?"

„Ach! jede, die sie nur verlangen werden! — Aber ich bin ja ein so verächtliches Geschöpf, daß ich ihnen Abscheu einflößen muß; wenn ich wenigstens die Hoffnung hätte —"

Auger stockte.

„Nun, welche Hoffnung?"

„Daß sie meine Reue, meinen Schmerz erfahren."

„Nun, nun, lassen Sie sehen," sprach der Pfarrer noch einmal, wie sich zu einer letzten Concession entschließend, „soll ich es ihnen vielleicht sagen?"

„Ach, mein Vater! Damit würden Sie mir in der That das Leben retten!"

„Aber," fuhr Bonhomme etwas verlegen fort, „ich kenne ja die Leute gar nicht, und ich gestehe Ihnen, daß ich eben keine starken Sympathien für Herrn Rétif de la Bretonne hege, wie Sie begreifen werden."

„Vollkommen, mein Vater; aber, wenn Sie mir nicht beistehen wollen, wer soll es denn thun? Wenn Sie, der Sie mein furchtbares Geheimniß nunmehr kennen, sich von mir wenden, soll ich denn noch ein Mal die Prüfung bestehen, mich einem Anderen zu entdecken?"

„Nein, nein! Hüten Sie sich ja, das zu thun!"

„Welcher Ausweg also? — Nur der Tod!"

„Nun denn, es sei, ich werde zu Herrn Rétif

gehen," rief der treffliche Mann; „ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Verzeihung von ihm und der Tochter zu erlangen, und dann —"

„Dann, mein Vater, werden Sie mein wahrhafter Wohlthäter sein, und ich werde Gott innig danken, mich zu Ihnen geführt zu haben! Sie werden der Engel sein, der den Dämon des Bösen in mir besiegt haben wird!"

„Gehen Sie in Frieden, mein Sohn!" sprach der Priester mit erhabener Selbstverleugnung; „ich werde thun, was Sie wünschen."

Anger warf sich dem würdigen Mann zu Füßen, bemächtigte sich seiner segnenden Hand fast mit Gewalt, um sie mit Inbrunst zu küssen, und entfernte sich, die Blicke wie dankend zum Himmel erhoben.

XV.

Bonhomme stiftet Frieden.

Während Auger dem Pfarrer von Saint-Jacques-du-Chardonnet sein Sündenbekenntniß ablegte, wünschten sich Rétif und Ingénue Glück, über den gefährlichen Menschen triumphirt zu haben.

Indeß, Rétifs Triumph war erst ein halber; er hatte Auger in die Flucht geschlagen, und das war allerdings schon vie gewonnen; nun aber blieb noch Christian zu beseitigen.

Obschon man von diesem Nichts sah noch hörte, erschien er doch Rétif als der gefährlichere von Beiden, und nicht mit Unrecht.

Christian, oder vielmehr dessen bloßer Eindruck auf Ingénue hatte diese zunächst gegen Auger eingenommen; seitdem dieser aber beseitigt war, dachte und träumte sie nur noch von Christian.

Wir haben gehört, was sie ihrem Vater in Bezug auf einen Besuch Christians gesagt, den sie am selben, oder doch am folgenden Tage erwartet hatte.

Allein der erste, der zweite, der dritte Tag verstrich, und das immer spähende Auge des armen Mädchens erblickte weder in der Nähe noch von fern irgend ein Gesicht, eine Gestalt, Nichts, gar Nichts, was Christian nur im mindesten ähnlich gesehen hätte.

Ingénue fing nun an alle mögliche Schlüsse und Gründe bei sich aufzustellen, die Christian hätten zur Entschuldigung gereichen können. Was konnte nur die lange Abwesenheit veranlassen? War es die falsche Schaam, einen anderen Namen als seinen wirklichen angenommen zu haben? Das war nicht wahrscheinlich. Oder die ihm von Rétif eingejagte Furcht? Furcht ist in den Augen eines liebenden Mädchens stets ein schlechter Grund. Oder der Aerger, wegen seiner entdeckten Lüge so hart behandelt worden zu sein? Aber Ingénue hatte ihm ja Nichts darüber gesagt, sondern Rétif, und Christian liebte ja nicht ihren Vater, sondern sie!

Uebrigens konnten alle diese Gründe, wenn sie wahr gewesen wären, oder auch nur wahrscheinlich, allenfalls bei sehr großer Nachsicht für einen, oder zwei Tage gelten; aber vier, sechs, acht Tage wegzubleiben das war denn doch zu arg!

Zuverlässig mußte also irgend ein Räthsel dabei obwalten, über dessen Lösung sich die arme Ingénue vergeblich den Kopf zerbrach.

In diese Zeit fiel Augers letzter und so gänzlich mißlungener Ueberfall, und dieses Ereigniß diente Ingénue einige Tage als Zerstreuung.

Dann aber kehrte die frühere Sorge nur um so stärker wieder.

Bald verwandelte sich die Sorge in Zweifel, und der Zweifel ist für den Stahlspiegel der Liebe der gefährlichste Rost.

Ingénue fing an sich ernst zu fragen, ob denn nicht in der That die Lebenserfahrung der Väter am besten geeignet sei, die Kinder zu leiten und vor Fehltritten zu warnen, und sie schauderte bei dem Gedanken, daß hier Rétifs Erfahrung doch wohl richtig gesehen haben könne.

Sie fing an es für möglich zu halten, daß Christian vielleicht nur einen Zeitvertreib bei ihr gesucht habe; daß die Liebe, die er ihr in so glühenden Farben geschildert, nur eine vorübergehende Laune gewesen sein könne, oder endlich, daß Christian, als er auf zu große Hindernisse gestoßen, um zu ihr zu gelangen, sich irgend wo andershin gewendet habe.

Denn die von Rétif aufgestellte machiavelistische Idee, daß Christian nur der niederträchtige Vermittler zwischen ihr und dem Grafen von Artois gewesen sei, fiel ihr auch nicht im Entferntesten ein; diese Idee hatte sie vom ersten Augenblicke an mit Allem, was ihre Seele an reinen und edlen Elementen besaß, verbannt, und nie war sie ihr seitdem wieder aufgestiegen.

Das Auge der rechtlich und wahrhaft Liebenden blickt oft in eine Tiefe, welche die geschicktesten Combinationen der Erfahrung zu nichte macht.

Rétif verfolgte und errieth übrigens so ziemlich die Gedanken, die am Herzen seines Kindes nagten, und so sehr er auch Ingénue liebte, triumphirte er doch

innerlich über eine Traurigkeit, die am Ende doch zu der von ihm erzielten Gleichgültigkeit führen mußte.

Einstweilen verstrich das Leben in Rétifs Hause auf traurige und einförmige Weise. Die stete Besorgniß vor der Gefahr, überfallen, entführt, überlistet zu werden, gewährt doch wenigstens eine Art von Zerstreuung, wenn man durchaus keine andere hat.

Um diese Zeit war es, als Rétif eines Nachmittags von seinem Boden herabstieg, wo er die frischabgezogenen Bogen seiner Pariser Nächte an Bindfaden zum Trocknen aufgehangen hatte; zugleich stieg der wackere Pfarrer Bonhomme keuchend die Treppe von der Straße herauf, um sich unter der Aegide seines Namens und Amtes beim Nachbar Romanschreiber anmelden zu lassen.

Rétif war Philosoph, und wie alle Philosophen seiner Zeit, etwas ungläubig; seine Relationen mit den Priestern seines Stadtviertels waren daher nur sehr seltene, und er stand gewissermassen nur durch seine Tochter Ingénue mit der Kirche in Berührung, die keinen Sonntag die Messe versäumte und an den Vorabenden der vier hohen Kirchenfeste bei einem alten Priester ihres Kirchspiels, dem Beichtvater ihrer seligen Mutter, zur Beichte ging.

Als Rétif daher von Ingénue den Pfarrer Bonhomme anmelden hörte, mußte er natürlich glauben, daß es sich ganz einfach um ein Werk der Barmherzigkeit handle; zum Unglück war er aber in diesem Augenblicke ganz von Gelde entblößt und harrte mit Schmerzen auf das Eingehen von einigen Hundert Livres, die ihm sein Buchhändler schuldete.

Man kann sich daher denken, daß er den Pfarrer nicht eben mit sehr freundlichem Gesicht empfing, sondern mit jener mürrischen Haltung des falschen Stolzes, dem eine indiscrete Bitte im Augenblicke des Mangels in die Quere kommt.

Noch ärger ward es aber, als der Pfarrer um die Ehre bat, Herrn Rétif eine vertrauliche Mittheilung unter vier Augen machen zu dürfen.

Rétif bat ihn mit stummen Wink, in sein Arbeitszimmer voranzugehen, und warf hinter seinem Rücken Ingénue einen Blick zu, der so viel sagen sollte, als:

„Sei unbesorgt; unser hochwürdiger Herr Nachbar soll schon an mir seinen Mann finden.“

Rétif bot dem Pfarrer seinen Armstuhl an und setzte sich neben ihn; man wird es aber begreiflich finden, daß beide die Unterhaltung mit einigen verlegenen Gemeinplätzen und dem sichtlichen Ausdruck gegenseitiger Antipathie begannen.

„Indeß, schon nach den ersten Worten begriffen sowohl der patriotische Pfarrer wie der philosophische Romanschreiber, daß sie, obschon auf verschiedenen Wegen, doch so ziemlich auf dasselbe Ziel lossteuerten. Wenn der Herbstwind die Aeste eines Waldes zusammenschüttelt, vereinigen sich die Blätter der Eiche, der Linde, der Buche in einem und demselben Wirbel.

Nun aber befanden sich beide im Herbste des Lebens, wie im Herbste des Jahres und des Jahrhunderts, und der Sturmwind der Revolution fing bereits an mächtig zu rauschen.

Wir bedauern, das eigenthümliche Gespräch dieser beiden Männer, die sich anfänglich gegenseitig scheuten,

und gegenseitig auswichen, und doch endlich näherten nicht wiedergeben zu können. Man würde zugleich daraus ersehen, mit welcher wahrhaft christlichen Herzensgüte der würdige Pfarrer dem unglückseligen Auger, diesem Schrecken des Rétif'schen Hauses, das Wort redete.

Rétif fühlte sich erschüttert. Bonhomme, den der Wunsch Frieden zu stiften beredtsam machte, griff Rétif bei seiner politischen Seite an und zeigte ihm Auger, wie dieser sich ihm selbst vorgeführt hatte, das heißt, als unfreiwilliges, gezwungenes Werkzeug des Prinzen, und von ganzem Herzen dieser tyrannischen Aristokratie überdrüssig.

Ein solcher Priester, wie Bonhomme, das heißt, ein Vorläufer der constitutionellen Priester von 1792, mußte nothwendigerweise bei einem Freunde Merciers Erfolg haben, und hatte ihn auch.

Rétif, der die Frage zuerst vom politischen Standpunkte auffaßte, fing endlich an, den Grafen von Artois auf alle Weise zu lästern und zu verwünschen, und selbst hierin gelang es dem Pfarrer mit seiner gewohnten Mildherzigkeit, die Person des Prinzen zu entschuldigen und seine Laster auf Rechnung seines Ranges und seiner sittenlosen Erziehung zu schieben.

Genug, am Ende des Gesprächs kam es dahin, daß Rétif, nachdem er erst Auger, dann den Prinzen verwünscht, seinen ganzen Zorn nur auf die Tyrannei der Aristokratie im allgemeinen richtete.

Es war nicht mehr Herr Auger, nicht mehr der Graf von Artois, die seine Tochter hatten verführen wollen, sondern eben nur die Arstokratie.

Indeß, nachdem der Prozeß genugsam vor dem

väterlichen Gerichtshofe verhandelt und so gut wie gewonnen war, mußte es endlich doch auch zum Spruche kommen.

Und dieser Spruch sollte die Begnadigung des Sünders sein.

„Vergebet, auf daß Euch vergeben werde!“ rief der gute Pfarrer, und setzte Rétif nun auseinander, wie Augers Leben nur noch an seiner Verzeihung hinge.

„Ich verzeihe ihm,“ sprach Rétif majestätisch.

Bonhomme stieß einen Freudenruf aus.

„Und nun,“ fuhr Rétif fort, „lassen Sie uns zu meiner Tochter gehen, damit ich ihr die Sache mittheile; für ein junges Mädchen ist die Reue eines verworfenen Menschen ein gutes Beispiel. Wenn es das Verbrechen entweder bestraft oder bereuend sieht, so macht es sich nur einen um so besseren Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit.“

„Ich liebe diese Denkweise,“ sprach der Pfarrer gerührt.

Man ging zu Ingénue hinüber.

Wie Schwester Anne im Blaubart stand sie am Fenster und schaute sehnsüchtig nach allen Seiten aus, und wie Schwester Anne sah sie: „Nichts noch als Himmel nur und Erde!“

Rétif berührte leise Ingénues Schulter; sie wendete sich erschrocken um; dann, als sie ihren Vater und neben ihm das freundliche Gesicht des Pfarrers sah, lächelte sie dem einen traurig zu, machte dem anderen eine ehrerbietige Verbeugung und setzte sich an ihr gewöhnliches Arbeitsplätzchen.

Rétif erzählte seiner Tochter nun Augers Reue und Bekehrung.

Ingénue hörte ohne Theilnahme zu.

Was kümmerte es sie, ob Auger ein ehrlicher oder schlechter Mensch sei? Ach! sie hätte viel darum gegeben, wenn Christian dieselben Verbrechen wie Auger begangen hätte, und nun bereuend vor ihr stünde; wie gern würde sie ihm verziehen haben!

„Nun," frug Rétif, als er seinen Bericht geendet, „bist Du zufrieden mit dieser Genugthuung?"

„O ja, ohne Zweifel; sehr zufrieden, mein Vater," erwiderte Ingénue gleichgültig.

„Und verzeihest Du dem armen Manne?"

„Gewiß verzeihe ich ihm."

„Ach!" rief der Pfarrer hocherfreut, „Sie geben damit diesen Unglücklichen dem Leben zurück! Ihre Großmuth hat dieses gute Werk zu Stande gebracht, Herr Rétif, aber — das ist noch nicht Alles. Sie haben noch ein ungleich verdienstlicheres Werk zu erfüllen, und ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen werden."

In Rétif erwachte seine frühere Furcht wieder.

Er sah den Pfarrer fragend und besorgt an, der ihn wiederum mit demselben freundlichen Lächeln auf den Lippen, mit demselben zuversichtlichen Ausdruck im Auge ansah.

Rétif schauderte, denn er meinte jeden Augenblick den Pfarrer seinen schwarzsammetnen Almosensäckel hervorziehen zu sehen.

„O! —" rief er hastig, um der gefürchteten

Bitte zuvorzukommen, „o — ich halte den Mann für reicher, als Sie und ich sind, Herr Pfarrer!“

„Darin irren Sie, mein lieber Herr,“ erwiderte dieser; „er hat sein Bekehrungswerk nicht blos halb vollendet: er hat das Gold des Grafen von Artois zurückgewiesen, er hat seinem rückständigen Gehalte entsagt, und das Wenige, was er besaß, der arme Mensch! zu milden Gaben verwendet, so sehr lag es ihm am Herzen, sich vollständig zu rehabilitiren — und in der That, war denn das Gold dieses verfluchten Hauses etwas Anderes als der Lohn für die schlechten Handlungen, deren Gedächtniß er um jeden Preis vernichten will?“

„Gleichviel, gleichviel,“ unterbrach ihn Rétif; „Sie werden wenigstens zugeben, Herr Pfarrer, daß es höchst seltsam wäre, wenn Herr Auger, nachdem er uns so viel Böses zugefügt, auch noch Almosen von mir verlangte.“

„Und wenn dem so wäre, Herr Rétif,“ sprach der gute Pfarrer, „wenn er in diesem Augenblicke eine Gabe der Barmherzigkeit von Ihnen erflehete, so hege ich das feste Zutrauen zu Ihnen als Christ, daß Sie ihn nicht von sich stoßen würden; ja mehr noch, dieses Almosen würde um so verdienstlicher vor dem Auge des Herrn sein, je mehr es im Verhältniß zu dem Uebel stünde, das Ihnen zugefügt worden ist.“

„Dennoch muß ich Ihnen sagen —“

„Aber zum Glück ist davon gar nicht die Rede,“ fuhr Bonhomme eifrig fort; „Auger verlangt Nichts, und will weiter Nichts haben, als was er sich durch Arbeit erwerben kann; er ist schon jetzt ein ehrlicher

Mann, und wird es hoffentlich binnen kurzem noch mehr sein."

„Was will er denn aber sonst von mir? Ich bitte Sie, sich näher zu erklären, Herr Pfarrer."

„Ich bitte nur um das, was jeder gute Bürger für seinen Nächsten erbitten darf: um Arbeit."

„So, so!"

„Sie beschäftigen doch ohne Zweifel viele Leute, Herr Rétif?"

„Darin irren Sie, Herr Pfarrer; ich setze und drucke meine Schriften selbst, und ich zweifle, daß Herr Auger auch Drucker ist."

„Er wird Alles sein, um ehrlich sein Brod zu erwerben."

„Ich sehe aber wirklich nicht die Möglichkeit —"

„Wenn Sie selbst ihm keine Arbeit geben können, so haben Sie doch vielleicht Bekanntschaften?"

„O ja, Bekanntschaften habe ich wohl," wiederholte Rétif maschinenmäßig; „nicht wahr, Ingénue? an Bekanntschaften fehlt es mir nicht."

„Ja, mein Vater, wir haben deren," sagte Ingénue zerstreut.

„Nun, also?" sprach der Pfarrer.

„Da ist zum Beispiel mein Freund Mercier; aber bei dem findet derselbe Fall wie bei mir statt, er braucht Niemand."

„Teufel noch einmal!" entfuhr es dem guten Pfarrer.

„Kannst Du Dich nicht auf Jemand besinnen, Ingénue? Denke doch ein wenig nach, mein Kind."

Das junge Mädchen hob ihre melancholischen Blicke empor.

„Ich wüßte nur Herrn Réveillon, mein Vater.“

„Herr Réveillon?“ rief Bonhomme, „der Tapetenhändler, der die große Manufaktur im Faubourg Saint-Antoine hat?“

„Ganz recht, derselbe,“ sprach Rétif.

„Mademoiselle Ingénue hat Recht,“ sagte der Abbé; „das ist ja eine vortreffliche Bekanntschaft für den fraglichen Fall! Herr Réveillon ist ein Mann, der sehr viele Leute beschäftigt.“

„Sehr schön; allein was kann denn Herr Auger leisten?“

„O — er ist durchaus nicht ohne eine gewisse Bildung; das sieht man gleich auf den ersten Blick, und ich glaube, Sie können ihn Herrn Réveillon mit Sicherheit empfehlen. Sprechen Sie also nur mit ihm.“

„Das könnte allenfalls heute geschehen, nur —“

„Nun, was denn noch?“ frug Bonhomme, wieder unruhig werdend.

„Sie werden begreiflich finden, daß es etwas kitzlich ist, diesen Mann bei Herrn Réveillon zu empfehlen, der erwachsene Töchter hat, — denn —“

„Denn?“

„Ich muß Ihnen nämlich sagen, mein verehrter Herr Nachbar, daß es eben derselbe Herr Réveillon war, der uns seine Arbeiter lieh, um jenen Menschen zu züchtigen.“

„Sie werden ihn von seiner Reue in Kenntniß setzen, mein lieber Herr Rétif.“

„Diese Fabrikanten sind etwas hartgläubig,“ sprach Rétif kopfschüttelnd.

„Sie werden doch dieses Opfer der Lasterhaftigkeit der Großen nicht im Stiche lassen?"

Dies letztere Argument wirkte entscheidend bei Rétif, und er sprach sein Möglichstes zu thun.

Rétif versprach es nicht allein, er hielt auch sein Wort.

XVI.

Ein Aristokrat und ein Demokrat des Faubourg Saint-Antoine.

Da es schon spät war als der Pfarrer Bonhomme sich bei Rétif und Ingénue empfahl, und der Romanschreiber es, trotz der guten Nachrichten, die er in Bezug auf Herrn Auger erhalten hatte, nicht wagen wollte, mit seiner Tochter zu dieser Abendstunde und bei einbrechender Dunkelheit durch die Straßen von Paris zu gehen, so erschien er erst am folgenden Tage, gegen zwölf Uhr, bei dem Papiertapetenfabrikanten, um sein, dem Pfarrer von Saint-Jaques-du-Chardonnet gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Herr Réveillon hatte eben eine wichtige Conferenz mit einem seiner Nachbarn.

Réveillons Töchter bemächtigten sich sogleich Ingénues, und baten Rétif, noch einen Augenblick zu verziehen, bis die Unterredung ihres Vaters mit Herrn Santerre zu Ende sei.

„Santerre — der Bierbrauer?“ frug Rétif.

„Derselbe; Sie können sie von hier aus hören.“

„Alle Teufel, ja! wie mir scheint, sind sie ziemlich heftig aneinander?“

„Das ist immer so, wenn sie von Politik sprechen.“

„Das klingt aber, als ob sie sich im vollen Ernste zankten.“

„Möglich, da sie ganz entgegengesetzter Meinung sind; da sie aber in steter Geschäftsverbindung mit einander stehen, so werden sie nie sehr ernstlich auf einander bös, und versöhnen sich sehr bald wieder. Wir sind das schon so gewöhnt, daß es uns gar nicht mehr beunruhigt.“

Rétif horchte während dem auf die Stimmen im Kabinet.

„Aha!“ murmelte er, „sie sprechen von der Geschichte mit Herrn Düboïs, dem Ritter von der Schaarwache. Das ist allerdings ein Gegenstand zu Controversen.“

„Und er hat ganz recht gethan,“ sagte Réveillon; „er hat als ein braver Soldat und als ein treuer Diener seines Königs gehandelt!“

„Ein Schuft ist es, ein Bösewicht!“ schrie Santerre; „er hat auf die Bürger feuern lassen!“

„Ach was! Bürger, die sich revoltiren, sind keine Bürger mehr!“

„Wie! weil Sie reich sind, wollen Sie allein das Recht besitzen, eine Meinung zu haben und sie zu sagen? — Und weil man arm ist, soll man Alles erdulden, sich niemals beklagen, sich niemals empören?“

„Ich sage nur, ich will nicht, daß man die öffentliche Ruhe dem Könige und dem Gesetze zum Trotz störe.“

„Réveillon! Réveillon!“ rief Santerre warnend; „sagen Sie diese Dinge nicht zu laut, mein Freund!“

„Warum soll ich nicht aussprechen, was ich denke?“

„Nein, sage ich; und vor allen Dingen nicht vor Ihren Arbeitern.“

„Warum nicht?“

„Weil sie Ihnen eines schönen Tages Ihre Tapeten verbrennen könnten.“

„Nun denn! und wenn wir an dem Tage noch das Glück haben, Herrn Dübois als Commandanten der Schaarwache zu besitzen, so wird er mit seinen Leuten herzukommen und auf sie schießen lassen, wie er auf diese Kanaille des Pont-Neuf und der Place-Dauphine hat schießen lassen!“

„Teufel! Teufel!“ brummte Rétif; „mein Freund Réveillon ist noch weniger Philosoph als ich geglaubt habe, obgleich das wenig genug ist; wenn er sich, wie ich und meine arme Ingénue, mitten im Kugelregen befunden, wenn er die Verwundeten, die Todten gesehen hätte —“

Während Rétif diese Bemerkung bei sich machte, schrie Santerre, der nicht gewohnt war, Anderen das letzte Wort zu lassen, noch lauter:

„So! Sie würden also Herrn Dübois herzurufen? So! Sie würden Ihre Zuflucht zur Schaarwache nehmen, auf diese armen wehrlosen Teufel schießen lassen? Nun denn, so erkläre ich Ihnen, daß auf den ersten

Schuß meine Leute bei der Hand sein würden, um den Ihrigen Beistand zu leisten!"

„Ihre Arbeiter?"

„Ja, meine Arbeiter, und ich an ihrer Spitze!"

„Nun, das möchte ich wohl einmal sehen!"

„Ja, das sollen Sie auch sehen!"

In diesem Augenblicke ward die Thüre des Kabinets heftig aufgerissen, und Réveillon und Santerre erschienen.

Santerre purpurroth, Réveillon leichenblaß.

Beide stießen fast Nase an Nase mit den drei Mädchen zusammen, welche der eben gehörte Wortwechsel denn doch in Angst versetzte, und mit Rétif, der kluger Weise that, als ob er gar Nichts gehört habe.

„Guten Morgen, mein lieber Herr Rétif," sagte Réveillon.

„Ah! Herr Rétif de la Bretonne!" rief der athletische Santerre, dem Schriftsteller freundlich zulächelnd.

Rétif verneigte sich, höchst erfreut über Santerres Begrüßung.

„Das ist doch ein patriotischer Schriftsteller, der da!" fuhr der Brauer fort.

Rétif verneigte sich noch einmal.

Santerre ergriff seine Hand und schüttelte sie derb.

Während dem begrüßte Réveillon, der errieth, daß man jedes Wort im Kabinet gehört habe, Ingénue mit sehr verlegenem Gesicht.

„Sie haben uns gehört?" rief Santerre, wie ein Mann lachend, der von der guten Sache, die er vertheidigt, überzeugt, und bereit ist, das eben Gesagte vor der ganzen Welt zu wiederholen.

„Je nun, laut genug sprachen Sie wenigstens,“ entgegnete die jüngere von Réveillons Töchtern.

„Das ist mein Seel' wahr!“ sprach Santerre mit seiner tiefen Baßstimme und jenem lauten Lachen, das bewies, daß jede Animosität schon bei ihm verschwunden war. „Dieser Teufels-Réveillon, der sich noch in den Zeiten Heinrichs IV. zu befinden wähnt! Er billigt die Regierung in Allem was sie thut und wartet noch jeden Morgen auf das Huhn im Topfe! Hahahaha!“

„Ich kann nicht leugnen,“ hob Rétif an, dem daran gelegen war, mit dem reichen Brauherrn, dem wichtigsten Manne im Stadtviertel, dessen politische Meinung er übrigens vollkommen theilte, auf gutem Fuße zu stehen, „ich kann es nicht leugnen, daß es an jenem Abend verdammt heiß war in der Nähe dieses guten Königs Heinrich IV.!“

„Aha! Sie waren also dort, Herr Rétif?“ frug Santerre.

„Leider, ja! und mit meiner Tochter — nicht wahr, Ingénue? Und es fehlte sogar nicht viel, so bezahlten wir es mit unserem Leben.“

„Na, da hören Sie es, mein bester Réveillon: Herr Rétif und seine Tochter waren auch dabei!“

„Was folgt daraus?“

„Alle Tausend! Sie werden Herrn Rétif und seine Tochter doch hoffentlich weder zur Kanaille, noch zu den Störern der öffentlichen Ruhe zählen?“

„Nun, und was weiter? Sie sind ja nicht todt! — und wenn dem so wäre, um so schlimmer für sie! Warum blieben sie nicht daheim, statt die Nase in den Tumult zu stecken?“



Niemand ist zu so grausamen Raisonnements geneigt, wie diese sogenannten Gemäßigten.

„Oho! oho!" rief Santerre; „Sie rechnen es friedsamen Bürgern von Paris zum Verbrechen an, in den Straßen von Paris spazieren zu gehen? Sachte, sachte, mein bester Réveillon! Sie, der Sie darnach streben, Wähler zu werden, sein Sie doch ein wenig patriotischer, zum Teufel!"

„Ach was da, Teufel hin, Teufel her!" rief Réveillon, von dieser zweiten Drohung noch mehr gereizt als von der ersten, denn jene erste hatte nur sein Interesse betroffen, die zweite aber seinen Ehrgeiz; „ich bin ein eben so guter Patriot wie irgend Jemand auf der Welt, Meister Santerre! Aber ich will keinen Tumult, denn sonst stockt Handel und Gewerbe!"

„Sehr schön! prächtig! Machen wir eine Revolution, aber stören und belästigen wir Niemanden!"

Er hatte diese Worte mit jenem spöttischen Phlegma gesprochen, das eben ein hervorstechender Charakterzug des ächten Parisers ist, und brach dann wieder in sein joviales Lachen aus.

Auch Rétif lachte mit.

Da sich Santerre von Rétif unterstützt sah, wendete er sich an diesen.

„Ich berufe mich demnach auf Sie, als Augenzeugen, mein Herr," sprach er; „man behauptet, daß über drei Hundert Personen getödtet worden sind."

„Warum nicht gleich lieber drei Tausend?" rief Réveillon; „eine Null mehr oder weniger, darauf kommt es ja nicht an!"

Santerres Gesicht hatte plötzlich, statt des frühe-

ren jovialen Ausdrucks, einen sehr ernsten angenommen.

„Lassen wir es auch nur Drei sein," sprach er; „ist das Leben von drei Menschen nicht mehr werth, als die Strohperrücke des Herrn von Brienne?"

„Nun, das allerdings," murmelte Réveillon.

„Wohl; und ich sage Ihnen, daß drei Hundert Bürger getödtet, und eine ungleich größere Zahl verwundet worden sind!"

„Schön! Nennen Sie alle dies herrenlose Lumpengesindel, die das Haus Dübois' plündern wollte, Bürger? Man hat es niedergeschossen, und hat recht daran gethan — ich sage es noch einmal!"

„Nun denn, mein bester Réveillon, und ich sage Ihnen zweimal für einmal: Sie haben da Etwas gesprochen, was nicht richtig ist; Sie wissen sehr wohl, daß ganz anständige Leute das Opfer dieses Tumultes geworden sind — nicht wahr, Herr Rétif?"

„Warum fragen Sie das mich?" rief Rétif.

„Je nun," antwortete Santerre naiv, „weil Sie ja so eben selbst sagten, daß Sie dabei waren."

Rétif fing an über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, und das Interesse, welches es erregte, etwas verlegen zu werden.

„Ach mein Himmel!" rief eine von Réveillons Töchtern, „Sie sagen, daß auch ehrliche Leute dabei ihr Leben eingebüßt haben?"

„Parbleu! warum nicht?" entgegnete der Brauer, „die Kugeln sind blind, und zum Beweis führe ich Ihnen an —"

Rétif fing an stark zu husten.



„Zuerst," fuhr Santerre fort, „die Frau eines Präsidenten, die auf dem Flecke todt blieb."

„Arme Frau!" sprach Mademoiselle Réveillon.

„Dann einen reichen Tuchhändler von der Straße Bourdonnais."

Rétif athmete wieder auf.

„Ferner noch —"

„Noch viele, viele rechtschaffene Leute," ergänzte Rétif geschwind.

Aber Santerre war nicht der Mann danach, sich das Wort vom Munde wegschnappen zu lassen.

„Man nennt," fuhr er mit erhobener Stimme fort, um Rétifs hartnäckigen und trockenen Husten zu übertönen, „man nennt sogar einige Aristokraten!"

„Wirklich?"

„Ja wohl; unter andern einen Pagen —"

Rétif ward roth, und Ingénue bleich.

„Einen Pagen?" flüsterte sie.

„Ja, ja, einen Pagen," rief Santerre; „und noch obendrein einen des Herrn Grafen von Artois."

„Um Vergebung, vom Herrn Grafen von Provence!" rief Rétif schnell, um einen leisen Aufschrei seiner Tochter zu verdecken.

„Mir sagte man, vom Grafen von Artois," behauptete Santerre hartnäckig.

„Sie irren, Sie irren, vom Grafen von Provence!" beharrte Rétif verzweiflungsvoll und mit einem Muthe, zu dem ihn Ingénue's Blässe antrieb, deren Blicke abwechselnd voll Furcht oder voll Hoffnung an den Lippen der beiden Streitenden hingen.

„Artois oder Provence, das gilt hier gleichviel,"

sagte endlich Santerre, „so viel ist gewiß, daß dieser junge Page ein Erzaristokrat war.“

„Ach was da!“ rief Réveillon; „Santerre sagt Artois, und Rétif sagt Provence, demnach ist man nicht einmal über die Hauptsache einig. — Es ist also noch sehr die Frage, ob es wirklich ein Page war.“

„Ganz recht, darüber hat man eben noch gar nichts Gewisses erfahren,“ warf Rétif etwas beruhigt durch diesen unerwarteten Beistand ein; „die ganze Sache ist noch sehr zweifelhaft.“

„O — bitte, meine Herren!“ sagte Santerre; „ein Page war es; so viel steht fest.“

„Wie wollen Sie das wissen?“ rief Réveillon.

„Auf sehr einfache Weise: weil mein Freund Marat ihn in Behandlung hat; man hat ihn in die Ställe des Grafen von Artois geschafft, und Marat hat ihm aus Menschlichkeit sein eigenes Zimmer eingeräumt.“

Rétif getraute sich kaum Athem zu holen.

„Aber,“ sprach Réveillon, „hat Ihnen denn Herr Marat das selbst gesagt?“

„Nein, Wahrheit vor Allem,“ fuhr Santerre fort; „nicht Marat hat es mir gesagt, sondern Herr Danton, der es von Marat unmittelbar weiß.“

„Wer ist Herr Danton?“

„Ein Advokat des königlichen Gerichtshofes — Sie werden nicht sagen, daß der zur Canaille gehört, obgleich er ein Patriot ist.“

„Nun denn,“ hob Rétif endlich zaghaft an, mehr auf die Gedanken seiner Tochter als auf Santerres Rede antwortend, „und wenn nun ein Page verwundet worden ist — es gibt deren mehr wie Hundert in Paris!“

Aber Ingénue hörte schon nicht mehr auf das, was ihr Vater sagte.

„Verwundet!" flüsterte sie; „Gott sei Dank, nur verwundet!"

Sie athmete wieder auf; nur kehrte die Röthe ihrer Wangen nicht gleich zurück, was Réveillons Töchter recht wohl bemerkten. Junge Mädchen bemerken Alles.

„Sie werden also nun wohl einsehen," sprach Santerre zu Réveillon gewendet, weiter, „daß Sie hier nicht so ohne Weiteres sagen dürfen, man habe ganz recht daran gethan, auf das Volk zu schießen; denn, Eines von Beiden: entweder man ist Aristokrat, oder man ist Patriot, und ist es gewiß, daß einige der ersteren getroffen worden sind, so ist es noch viel gewisser, daß auch in unseren Reihen große Verwüstungen angerichtet worden sind — dafern Sie sich nämlich zu den Patrioten zählen!"

Das Dilemma war so stark, daß Réveillon Nichts darauf erwidern konnte; die Discussion schien also geschlossen; aber aus Besorgniß, daß man dennoch wieder auf den unglückseligen Pagen zurückkommen könne, beeilte sich Rétif, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Mein lieber Herr Reveillon," sagte er, „erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, was mich eigentlich zu Ihnen hergeführt hat."

„Nun, hoffentlich, um uns mit Ihrer liebenswürdigen Tochter das Vergnügen Ihrer Gegenwart bei Tisch zu schenken?"

„Diesmal nicht, werther Freund; mein heutiger

Besuch hat einen anderen Zweck; ich komme, Sie um eine Gunst zu bitten."

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie wissen, welchen schändlichen Fallstrick man mir und meiner Tochter gelegt hat, und daß wir beinahe ein Opfer desselben geworden wären?"

„Alle Wetter! ob ich mich dessen erinnere, waren es ja doch meine Arbeiter, die einen dieser schlimmen Aristokraten, von denen Sie so eben sprachen, mein lieber Santerre, so tüchtig durchgebläut haben. — Erzählen Sie das doch meinem Nachbar, Freund Rétif."

Rétif kam diese Aufforderung sehr gelegen. Er erzählte die Geschichte mit allen Ausschmückungen, deren seine Romanschreiberphantasie fähig war.

Sie machte auf Santerre einen lebhaften Eindruck.

„Bravo! bravo!" rief er bei Aufzählung der Hiebe, die die Schufte bekommen hatten. „Ja, ja, wenn das Volk sich einmal hineinmischt, so macht es seine Sachen auch ordentlich!"

„Nun, lassen Sie hören," sprach Réveillon, „und was ist schließlich noch aus der Geschichte geworden? Beunruhigt man Sie vielleicht aufs Neue? Rührt sich der Herr Graf von Artois schon wieder?"

„Nein, im Gegentheil, der sich rührt, das ist der Schuldige."

„Nun, wenn er sich noch einmal zu rühren wagt," sprach Santerre, „so bleibt nur ein Mittel übrig: man muß ihm den Garaus machen!"

„Nicht doch, nicht doch; das ist unnöthig."

„Wie so unnöthig?"

„Er rührt sich, das heißt, er ist gerührt, er be-

reut und geht mit Waffen und Gepäck in unser Feldlager über."

Und wie vorher, ließ Rétif nun die ganze Bekehrungsgeschichte Augers folgen.

Man hörte ihm mit theilnehmendem Schweigen zu. Zu jener Zeit war der Uebertritt eines solchen Mannes, wie Auger, zur Volkspartei nichts Kleines; bei seiner Vertrautheit mit den Gebrechen des Hofes konnte er ein wichtiges Werkzeug werden.

Besonders bezeugte Santerre seine Freude darüber.

„Das nenne ich doch noch einen braven Mann, Morbleu!" rief er entzückt. „Eine solche Reue! Und wird der Prinz ergrimmt gewesen sein, wenn er das erfahren hat!"

„Das können Sie leicht denken," sagte Rétif.

„Aber das ist noch nicht Alles," fuhr Santerre fort; „der wackere Mann muß belohnt werden. Wie heißt er?"

„Auger, Herr Santerre."

„Nun, lassen Sie hören, was kann man für ihn thun?" frug der Brauer mit patriotischem Eifer.

„Das war es eben, was ich mir erlauben wollte, Ihnen zu sagen," versetzte Rétif. „Ich erzählte Ihnen so eben, daß der arme Teufel mit Waffen und Gepäck desertirt ist, ich hätte aber sagen sollen, ohne Gepäck, denn er hat nicht einmal mitgenommen, was ihm der Prinz schuldig war. Er ist also für den Augenblick blutarm, er hat Hunger, er will sich sein Brod mit Arbeit verdienen und so die vollständige Taufe des Patriotismus empfangen!"

„Bravo! und nochmals Bravo! Der Bursche darf nicht Hungers sterben! Ich nehme ihn an, ich!"

„Wahrhaftig, Herr Santerre?"

„Ich nehme ihn bei mir in Arbeit, sage ich; ich gebe ihm täglich einen kleinen Thaler und die Kost. Morbleu! Das wird einen prächtigen Spektakel im Stadtviertel geben! — und wie werden die Aristokraten sich giften!"

Diese letzten Worte Santerres ließen Réveillon plötzlich erkennen, welche untergeordnete Rolle er in diesem Augenblicke spiele und welche Gelegenheit er sich entgehen lasse, seinen Patriotismus in ein glänzendes Licht zu stellen; er beschloß also seinen Fehler wieder gut zu machen. Zudem ging ihm auch Santerres düstere Prophezeihung in Bezug auf die Verbrennung seiner Tapetenvorräthe im Kopfe herum.

„Halt, halt!" rief er, „nur nicht so hitzig, Freund Santerre!"

„Ei was! ich gehöre nicht zu den Lauwarmen, ich!" rief dieser.

„Schon recht, aber ich auch nicht, mein Bester, und so können wir uns doch wenigstens verständigen. Ich weiß eben so gut wie ein Anderer was ich zu thun habe, wo es darauf ankommt, als rechtschaffener Mann zu handeln, und zum Beweis erkläre ich — obgleich ich in diesem Augenblick keine vermehrten Arbeiter brauche, — daß ich diesen Auger in mein Haus aufnehmen und für ihn sorgen werde."

Rétif wendete sich mit erfreutem Lächeln zu Réveillon; man riß sich ja förmlich um seinen Schützling.

„Nichts da!" rief Santerre; „Sie sagen selbst,

daß Sie ihn nicht beschäftigen können, während ich in meiner Brauerei noch Arbeit für Hundert Hände habe."

„Und ich?" versetzte Réveillon, ebenfalls ins Feuer gerathend; „ernähre ich denn etwa nicht täglich, trotz der schlechten Zeiten, eine Anzahl Unglücklicher? Zudem scheint es mir, daß Herr Rétif sich zunächst an mich gewendet hat."

Rétif verneigte sich bejahend.

„Ferner glaube ich auch als der ältere Freund hier den Vorzug beanspruchen zu können."

Rétif ergriff Réveillons Hand und drückte sie zärtlich.

„Meinethalben denn!" sprach Santerre; „aber, unter uns gesprochen, Nachbar, da es sich hier darum handelt, einen Feind der Aristokraten bei sich aufzunehmen, so meine ich immer, dieser Auger würde bei mir besser an seinem Platze sein, wie bei Ihnen."

„Meinen Sie, Freundchen? Und wer war es denn von uns Beiden, der diesem Auger die prächtige Tracht Prügel hat aufzählen lassen, die am Ende doch den Hauptanstoß zu seiner Bekehrung gaben, wenigstens insofern sie seinem Spießgesellen das Leben gekostet hat. — Wie war es, lieber Rétif? Hatte Ihnen der wackere Pfarrer nicht gesagt, daß der Andere gestorben sei?"

„Allerdings sagte er so."

„Na, so sei's d'rum, ich trete zurück," sagte Santerre. „Sie haben übrigens ganz Recht, ein Patriot zu sein, Nachbar Réveillon, oder sich doch so zu stellen; schaden kann es Ihnen nicht!"

Er begleitete diese letzten Worte mit einem ziemlich bedeutsamen Blick.

Réveillon und Rétif begriffen sehr wohl die Be-

deutung dieses Blickes; er entschleierte ihnen gleichsam die ganze, in diesem Manne verkörperte Revolution, in welcher dieser, ohne es zu ahnen, eines Tages berufen werden sollte eine so wichtige Rolle zu spielen.

Réveillon begleitete ihn bis an die Thüre, wo Beide sich nochmals und ohne Groll die Hände schüttelten.

Die Politiker hatten ihren Meinungszwist beendigt, und die Geschäftsleute verständigten sich.

Santerre nickte Rétif noch einen freundlichen Gruß zu, der ihm eben so gefallen hatte, wie er dem Schriftsteller; er scherzte noch ein wenig mit den Demoisellen, und versprach ihnen, schöne Aepfel aus seinem Garten zu schicken, worauf er sich entfernte, eine große Meinung von sich in diesem Hause hinterlassend.

Die jungen Mädchen nahmen Ingénue mit sich in ihr Zimmer.

Nachdem Rétif und der Tapetenfabrikant allein geblieben waren, sahen sie sich gegenseitig fragend an.

„Nun, Sie nehmen also Auger zu sich?"

„Nun, freilich wohl," entgegnete Réveillon mit einem Gesicht und in einem Tone, die Auger eben keine goldenen Tage in seinem Hause versprachen; „aber zunächst muß man doch erst wissen, wozu der Mensch zu gebrauchen sein wird."

Rétif errieth sofort, welch ein Beweggrund den Negozianten hauptsächlich zu seinem Entschlusse getrieben hatte.

Es lag ihm also daran, diesem vor allen Dingen zu beweisen, daß der Handel nicht so gar unvortheilhaft für ihn sei, wie er sich dachte.

„Je nun," sprach er, „abgesehen davon, daß Sie

damit einen trefflichen politischen Coup ausführen, der Sie im ganzen Stadtviertel als wahrhaften Patrioten und wackeren Bürger in helles Licht stellen wird, abgesehen davon, sage ich, kann auch das Geschäft an sich kein gar so übles sein; der Mann scheint durchaus nicht ohne Bildung zu sein."

„Bildung! Bildung!" murmelte Réveillon; „mir scheint, daß diese für einen Tapetendrucker eben nicht eine unbedingte Nothwendigkeit sei."

„Und warum nicht?" sagte Rétif, von der Idee des geistigen Fortschrittes begeistert; „Bildung führt zu Allem!"

„Auch zum Farbenreiben?" erwiderte Réveillon lachend; „denn ich sehe kaum eine andere Beschäftigung für Ihren Schützling vor mir."

„Hm! mein Schützling, mein Schützling! das ist wohl nicht das rechte Wort; wenigstens müssen Sie zugeben, daß seine Ansprüche auf meine Protection ziemlich seltsamer Natur sind."

„Je nun, da Sie bei mir für ihn sprechen?"

„O — ich spreche für ihn," brummte Rétif verlegen; „nun ja, das kann ich nicht leugnen; aber —"

„Gleichviel, schicken Sie ihn mir nur; wenn er erst hier sein wird, und ich ihn selbst gesprochen habe, so wird es sich ja zeigen, wozu ich ihn gebrauchen kann. Aber — Morbleu! er mag sich wohl vorsehen, nicht wieder zu straucheln! Ihr Herr Auger!"

Rétif meinte, daß für den Augenblick genug geschehen sei, und mied jede weitere Erörterung; er öffnete die Thüre des Nebenzimmers, in welchem sich Ingénue mit Réveillons Töchtern unterhielt.

„Mein Liebchen," sprach er, „Alles ist in Ordnung; danken wir nochmals Herrn Réveillon, unserem wackeren Freunde, für seine Großmuth, und gehen wir, um dem Herrn Pfarrer von Saint-Jaques-du-Chardonnet zu melden, daß, wenn Herr Auger ein rechtschaffener Mann sein und bleiben will, seine Zukunft gesichert ist."

Ingénue umarmte noch einmal ihre Freundinnen, Rétif drückte Réveillons Hand, worauf sie gingen.

„Endlich!" seufzte Rétif tief auf, als sie die Straße erreicht hatten; „das wäre überstanden!"

Die arme Ingénue hatte freilich damals noch keine Ahnung von der schweren Bedeutung dieses Seufzers.

XVII.

Rétifs Mittagsmahl.

Rétif empfand, wie gesagt, auf dem Heimwege eine Freude, von der Ingénue Nichts begriff.

Rétif war nämlich von Grund des Herzens erfreut, Santerres Bekanntschaft gemacht zu haben.

In der That war zwischen Réveillon und Santerre eine unermeßliche Kluft; es lag zwischen ihnen die schwindelnde Tiefe des Gewissen und des Ungewissen, der Chimäre und der Wirklichkeit.

Santerre verkaufte Bier, das zu allen Zeiten getrunken wird, weil man unter allen Umständen und Verhältnissen Durst hat, und das Bier, nächst dem Wasser, das wohlfeilste Getränk ist.

Réveillon verkaufte Papiertapeten, deren der Mensch, streng genommen, allenfalls entbehren kann; Réveillon, der ein Mann von Bildung war, wußte recht wohl, daß es ganze Länder gebe, — wie z. B. Spanien — wo das Jahr über nicht zehn Rollen Papiertapeten verbraucht werden.

Der Eine war eine Art von Handwerker, der ein wenig mit der Kunst verwandt war, und der sich, wohl oder übel, mit Farben, mit Tönen, Tinten und Halbtinten, Nüancen und optischen Wirkungen beschäftigte.

Der Andere war der Mann danach in seinen Speichern Getreide aufzuhäufen, wovon eine ganze Stadt ein Jahr leben konnte.

Bei dem Ersteren konnte man in unruhigen Zeiten Hungers sterben, denn man lebt nicht von buntem Papiere, und die Farben, mit denen sie bedruckt sind, vergiften mehr, als sie ernähren.

Der Zweite hatte in Hungerzeiten das Vermögen eines Königreiches an Gerste und Hopfen zu seiner Verfügung; Mühlen, die im guten Stande waren und vom Wind und Wasser getrieben wurden.

Der Eine stützte seinen Credit auf die Arme von dreihundert mißvergnügten Arbeitern.

Der Andere auf die vergnügten Gesellen; war sein Bier gebrauet, so bedurfte er wieder einer Menge Arme, um es im Ganzen oder im Einzelnen auszugeben.

Der Eine hatte die Arbeiter, deren Kräfte er benutzte, zu Feinden.

Der Andere hatte alle durstigen Kehlen zu Freunden.

Der Eine hatte es mit dem Mittelstande und Kleinbürger zu thun, der Papiertapeten kaufte, weil er nicht reich genug war, um seine Wände mit Seidenstoffen beschlagen zu lassen.

Der Andere hatte es mit einer ganzen Bevölkerung zu thun, die schwitzt, und ihren Durst löschen will.

Und bei allem Dem bedenke man wohl, daß die persönlichen Eigenschaften der beiden Männer noch nicht einmal in Betracht kamen.

Rétif schätzte Réveillon ungemein; Santerre aber verehrte und — fürchtete er zugleich.

Réveillon war klein, hager, mit tiefliegenden Augen und grauen Augenbrauen; er rechnete mit der Feder in der Hand, und sah seine Rechnungen drei bis vier Mal wieder durch.

Santerre dagegen war von herkulischer Gestalt, und dabei sanft wie ein Kind; er schrie sehr laut, aber sein Schreien war immer mit etwas Lachen gemischt; er hatte ein stets offenes Gesicht und eine stets offene Hand, und das Geld flog eben so leicht aus seinen weiten Taschen, als es hineinfiel; er hatte ein klares Auge, eine frische, gesunde Farbe, und einen starken Backenbart, dem er später auch noch einen mächtigen Schnurrbart zugesellte; er rechnete nur im Kopfe, und kam nie wieder auf eine einmal geschlossene Rechnung zurück. In Summa, es war ein wackerer Mann, der das Blutvergießen keineswegs liebte, wie die Royalisten selbst zugeben. Am 10. August war er mit in den Tuilerien, aber mehr zum Schutze der königlichen Familie, als um ihr zu drohen; den 2. und 3. September war er nicht in Paris und nahm keinen Antheil an der schauderhaften Niedermetzelung der Gefangenen, was notorisch erwiesen ist. Von allen ihm zur Last gelegten Gräueln bleibt demnach nur der berüchtigte Trommelwirbel vom 21. Januar, bei der Hinrichtung des armen Ludwigs XVI; Niemand weiß aber mit Bestimmtheit, ob er ihn wirklich anbefohlen hatte, und

viele competente Leute wollen behaupten, er habe ihn nur auf seine Schultern genommen, wie Danton die Septembergräuel auf die seinigen genommen, ohne sich dabei betheiliget zu haben.

Natürlich konnte Rétif nicht voraussehen, welch ein wichtiger Mann dieser Santerre einst noch werden würde; dennoch sprach er lange mit seiner Tochter über ihn, in der Hoffnung, an ihm noch eine gute Figur in seinen Bildern von Zeitgenossen zu bekommen, und studirte schon auf ein Anagramm seines Namens, unter dem er ihn einführen konnte.

Kaum heimgekehrt, schrieb er dem guten Pfarrer einige Zeilen, um ihn von dem glücklichen Erfolge seiner Sendung in Kenntniß zu setzen. Der würdige Priester eilte augenblicklich herzu.

Er fand Vater und Tochter im Begriff, sich zu einer jener einfachen Mahlzeiten an den Tisch zu setzen, die jedem unverdorbenen Magen weit mehr Appetit zum Mitessen machen, als oft die leckersten Tafeln.

Ingénue hatte, nicht ohne Rétifs Beihilfe, eine Schüssel mürbes Weißkraut zubereitet, zu welcher der Fleischwaarenhändler der Bernhardinerstraße ein saftiges Contingent von Saucischen, in zierliche Streifchen geschnittenen Speck und Pökelfleisch geliefert hatte, bei dessen Anblicke einem Hungernden das Wasser im Munde zusammenlaufen mußte.

Ein Schöppchen Wein in einer Flasche, Wasser in einem mit Blumen bemalten Fayencekruge, eine kräftige Suppe, die Hälfte eines weißen, wolligen Achtpfundbrodes mit seiner vergoldeten Rinde, einige saftige Herbstfrüchte in einem Weidenkörbchen, aus grünen Weinblät-

tern hervorlugend, vervollständigte eine Mahlzeit, der das Gewöhnliche nichts von ihrer Trefflichkeit benahm.

Ingénue hatte eben die Suppe auf Fayencetellern, ähnlich dem Wasserkruge, vorgelegt, als sie und ihr Vater schwere Tritte auf der Holztreppe vernahmen und gleich darauf den Pfarrer Bonhomme ins Zimmer treten sahen.

Er trat mit seinem stets heiterem, stets wohlwollendem Gesicht ein, und begrüßte zunächst Ingénue, die ihm einen Stuhl bot.

Rétif drückte er vertraulich die Hand.

„Herr Pfarrer," sprach Rétif, ein wenig erröthend, „die Suppe eines ehrlichen Mannes empfiehlt sich selbst. Wir waren eben im Begriff, unsere Mahlzeit zu beginnen — und es ist heute nicht Freitag."

„Danke, danke, mein lieber Herr Rétif."

„Sein Sie immerhin unser Gast, Herr Pfarrer," sagte Ingénue mit lieblichem Lächeln.

„Meine liebe Demoiselle, sein Sie versichert, daß ich mich nicht bitten lassen würde —"

„Es ist freilich nur eine sehr geringe Mahlzeit —"

„Keineswegs, keineswegs!" rief der Pfarrer, den Duft der Suppe einsaugend; „die Suppe riecht im Gegentheile ganz vortrefflich, und mit Ihrer Erlaubniß werde ich Ihnen einmal meine alte Dame Jaqueline herschicken, um sich das Recept dazu auszubitten."

„Nun denn, also: ohne Umstände, Herr Pfarrer!" sagte Rétif.

„Danke, danke! Habe schon gespeist."

„Ei, ei, Herr Pfarrer," sprach Ingénue lächelnd und mit dem Finger drohend; „ein so ehrwürdiger

Herr, und lügen! Mein Vater war neulich bei Ihnen, es war bald ein Uhr, und Sie hatten noch nicht gespeist; Sie sagten ihm, daß Sie niemals vor ein Uhr speisten, und jetzt hat es eben erst zwölf geschlagen."

„Nun denn," sagte der Pfarrer, ebenfalls lächelnd, „da Sie mich so liebenswürdig ermahnen, meine schöne Demoiselle, so will ich nicht lügen."

„Aha!"

„Nein, ich habe noch nicht gespeist."

„Schnell, Ingénue: ein Couvert!"

„Nicht doch!"

„Aber —"

„Nein, und nochmals nein; ich werde Ihre freundliche Einladung nicht annehmen, werther Herr Rétif — wenigstens heute nicht."

„Warum aber nicht?"

Er trat einen Schritt näher zum Pfarrer, als wolle er ihm Hut und Rock abnehmen.

„Nein, nein, — ich habe da —"

„Was haben Sie?"

„Da auf der Treppe habe ich — Jemand gelassen —"

„So lassen Sie ihn herein kommen!"

„Ja — wenn nur —"

Der Pfarrer stockte verlegen.

Rétif und Ingénue stutzten.

„Es ist ein dankbarer Mensch — der —" fuhr Bonhomme fort.

„Wer ist es?" frug Ingénue.

„Wie gesagt, ein dankbarer Mensch —"

„So?" dehnte Rétif langsam hervor.

„O!“ rief Ingénue, wie ein Echo, die Stirn runzelnd.

„Sprechen Sie es aus, Herr Pfarrer.“

„Ein Mensch, dessen Herz von Reue, Dank und Freude erfüllt ist!“

„Ich errathe — Herr Auger, nicht wahr?“

„Er selbst.“

Ingénue konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken, der den guten Pfarrer etwas besorgt machte.

„Er war eben bei mir, der Unglückliche!“ fuhr er schüchtern fort, „als Sie mir die glückliche Nachricht zuschickten, und er bat flehendlich, mich zu Ihnen herbegleiten zu dürfen.“

„Teufel noch einmal! Ich kann Ihnen nicht bergen, Herr Pfarrer —“

„Gewähren Sie ihm diese letzte Gunst, mein Freund! Haben Sie ihm nicht vergeben?“

Freilich wohl, habe ich ihm vergeben; allein, Sie werden begreifen, Herr Pfarrer —“

„Sollten Sie Ihre Vergebung an einen heimlichen Vorbehalt geknüpft haben?“

„Nein, das nicht; aber —“

„Nun denn, so überwinden Sie diese Schwäche; sein Sie barmherzig bis ans Ende; bewahren Sie keinen Groll, welcher länger als Ihre Vergebung anhält und deren Verdienstlichkeit vermindert.“

Rétif wandte sich verlegen zu seiner Tochter.

Ingénue schlug die Augen nieder, als wolle sie Niemand in ihre Seele blicken lassen; aber einen Zug

himmlischer Güte konnte sie doch nicht von ihrem Antlitze verbannen.

Noch hatte der in die Enge getriebene Romanschreiber nicht ja gesagt, und schon öffnete der treffliche Priester die Thüre, um einen Mann hereinzulassen, der sich in höchster Aufregung und unter einem Strome von Thränen zu Rétifs und Ingénue's Füßen stürzte.

Auch der Pfarrer fing an zu weinen; auch Rétif war gerührt, aber Ingénue empfand plötzlich einen Schmerz, als ob ihr ein eiskalter Stahl ins Herz gebohrt würde.

Sie stieß einen Schrei bei Augers Anblick aus.

Auger, der sich auf diese Scene mit aller Schlauheit und Sorgfalt vorbereitet hatte, führte seine Rolle mit vollendeter Meisterschaft durch; er war so beredtsam, so erschüttert, so zerknirscht, daß er endlich Rétif besiegte.

Männer von lebhafter Einbildungskraft gelangen selten zu wirklicher Menschenkenntniß; sie sehen das, was sie träumen, zu klar, um das klar zu sehen, was sie leibhaft vor sich haben.

Ingénue benutzte den Augenblick, um mit den hellen Augen der Unschuld den Mann zu betrachten, der ihr beinahe so verhängnißvoll geworden wäre.

Auger hatte zwar ein etwas gemeines, aber keineswegs häßliches Aeußere; in der Physiologie kann die Vereinigung mehrer sonst nicht unschönen Züge eine häßliche Wirkung hervorbringen, wie andrerseits manche Unschönheiten doch ein angenehmes Ganzes bilden können.

Auger hatte feurige, den Cynismus verrathende

Augen, volles Haar, schöne Zähne, eine gesunde, frische Farbe; er war, obwohl unter Mittelgröße, doch wohlgebaut und ausnehmend sauber gekleidet; aber die Stirn war niedrig und flach, der Mund gemein.

Zum Unglück war Ingénue unfähig, zu errathen, was ein Mund, wie dieser, Alles verkündete. Genug, das Resultat dieser schweigsamen Prüfung fiel nicht ganz ungünstig für Auger aus.

Alles, was wir schon von Augers Reueversicherungen, seiner Verzweiflung und Bekehrung gesagt haben, wiederholte er jetzt Rétif und Ingénue mit gutgespieltem Pathos; er schilderte seine Leiden, seine Kämpfe, seine Unentschlossenheit und schloß endlich mit seinem festen Vorsatze, der ehrlichste und arbeitsamste aller Menschen werden zu wollen.

Er war sogar so schlau, indem er auf den Grafen von Artois den größten Theil seiner Schuld wälzte, diesem ein wenig von dem Firniß zu entlehnen, der niemals oder doch höchst selten seine Wirkung bei Mädchen und Frauen verfehlt.

Dieser Firniß des Adels und der Eleganz, der blendenden Verführungskunst und parfümirten Aristokratie wollte zwar zu Herrn Augers ganzem Wesen nicht so recht passen; allein er hatte es mit einfachen, gutmüthigen Leuten zu thun, die, nachdem das Mißtrauen einmal überwunden war, Alles auf Treu und Glauben hinnahmen und sich sogar bei allen seinen Erzählungen und Schilderungen so ziemlich amüsirten.

Als Auger erst die Aufmerksamkeit gewahrte, welche Rétif diesen Schilderungen und Beschreibungen der Livreen, Equipagen, der Appartements, der Soupers

des Grafen von Artois schenkte — welche letztere er sehr geschickt zu verschleiern wußte, um Ingénue's jungfräuliches Ohr nicht zu verletzen, — als er sah, welches Interesse die Beschreibung der Meubles, der Stoffe, der prachtvollen Tafelaufsätze, der Pferde und zumal der Pagen, selbst dem jungen Mädchen einflößte, als er mit einem Worte errieth, daß man den Räuber und Verführer vergessen hatte, um nur auf den Erzähler jener verbrecherischen Hilfsquellen zu horchen, da fing er auch an zu begreifen, daß seine Verzeihung eine unbeschränkte sei, und daß man ihn, wenn auch noch nicht gern, doch auch nicht mit Widerwillen sehe.

Von da bis zum Abschen, den man noch gestern gegen ihn empfunden, war eine gewaltige Entfernung; ein Abgrund lag dazwischen.

Seine Verschmitztheit hatte eine Brücke über diesen Abgrund geschlagen.

Mit bewunderswerthem Instinkt — jenem Instinkt, der auch die Raubthiere bei Aufsuchung ihrer Beute leitet — sah er ein, daß er seinen Besuch nicht allzulange ausdehnen dürfe; er empfahl sich mit einem letzten Ergusse von Dankbarkeit und Ergebenheit, der Rétif vollends gefangen nahm und Ingénue fast wieder ganz beruhigte, an die er beim Weggehen noch besonders einen halb lächelnden, halb ehrfurchtsvollen Abschiedsgruß richtete.

XVIII.

Der Verwundete und der Wundarzt.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem armen Christian zu, den mitleidige Arme, die sich von hundert zu hundert Schritten ablösten, unter Anführung eines großen Mannes mit breiten Schultern, in welchem der Leser gewiß schon Danton erkannt haben wird, nach den Ställen des Grafen von Artois trugen.

Einige Fackeln gingen dem Zuge voraus; bedauernde Worte der Frauen, in die sich das Rachegeschrei der Männer und hier da der Ruf zu den Waffen mischte, antworteten auf das Stöhnen des Verwundeten.

Wo der Zug vorbeikam, drängten sich Neugierige herzu, um den schönen jungen Mann mit dem dunklen Haar, den bleichen Wangen, den feinen Gesichtszügen zu sehen, aus dessen verwundetem Schenkel bei jeder Bewegung der Träger ein Blutstrom quoll.

Beim Nahen dieser Menschenmenge, deren Absicht man nicht kannte, wurden die Thore geschlossen, aber

sogleich wieder geöffnet, als der dicke Schweizer in dem Verwundeten einen Pagen des Prinzen und Bewohner des Stallgebäudes erkannte.

Bald darauf liefen mehrere willfährige Personen, auf Dantons Aufforderung, um den diensthabenden Stallwundarzt Sr. Hoheit, Herrn Marat, zu wecken.

Aber Marat war es nicht gewohnt, sich zu so früher Stunde schon schlafen zu legen; man fand ihn noch bei seinem Manuscript, einige Seiten des polnischen Romans mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt niederschreibend.

„Schon gut, schon gut!" rief Marat, in sehr mürrischer Laune, bei dieser seiner Lieblingsarbeit gestört zu werden; „legt ihn einstweilen auf mein Bett; ich werde gleich kommen."

Die so beschiedenen Personen entfernten sich wieder, mit Ausnahme einer einzigen, die im Halbdunkel stehen blieb.

Marat fühlte es gleichsam, daß noch Jemand da sei und sah sich um; seine an Dunkelheit gewöhnten Augen sahen fast besser bei Nacht als am Tage.

„Ach Du bist's, Danton?" sprach er; „ich dachte es, daß ich Dich heute noch sehen würde."

„Wirklich?" erwiderte Danton, auf das Du eingehend; „Du wußtest also was vorging?"

„Je nun, vielleicht. Ich weiß so Manches, wie Du wohl gemerkt haben wirst."

„Auf alle Fälle ist es sehr heiß hergegangen und ich bringe Dir ein Pröbchen von der Arbeit, die heute gethan worden ist."

„Ich weiß; einen Verwundeten. Kennst Du ihn?"

„Ich? durchaus nicht; aber er ist jung, er ist schön, und ich liebe Alles was jung und schön ist; ich habe mich für ihn interessirt und habe ihn herbegleitet.“

„Ist es Einer aus dem Volke?“

„Das keineswegs; im Gegentheil, ein Aristokrat im vollen Sinne des Worts: kleine Füße, kleine Hände, feine Züge, eine hohe Stirn. Du wirst ihn beim ersten Male Sehen hassen.“

„Wo ist er verwundet?“

„Am Schenkel.“

„Aha! wahrscheinlich ist der Knochen verletzt; das giebt eine Operation. Da haben wir einen schönen Jungen, einen schönen Aristokraten, der verurtheilt ist mit einem Stelzfuße durchs Leben zu humpeln!“

Und seine Beine betrachtend, fuhr er nach kurzer Pause fort:

„Meine Beine sind zwar schlecht und krumm; aber es sind doch wenigstens meine Beine.“

„Sind denn Schenkelwunden so gefährlich?“

„Je wie es kommt! Die Schenkelarterie kann verletzt sein, der Knochen gesplittert. Ein zerrissener Nerv verursacht den Starrkrampf. Garstige Wunde, das, garstige Wunde!“

„Um so nöthiger ist es, dem armen Teufel baldigst Hilfe zu bringen.“

„Ja, ja, ich gehe schon.“

Marat stand langsam auf, stemmte beide Hände auf den Tisch, überlas noch einmal wohlgefällig die letzte Seite des Manuscripts, nahm einen Lederbeutel mit Instrumenten und folgte Danton, der keinen Blick von ihm verwendete und ihn gleichsam zu studiren schien.

Marat folgte Danton in den Corridor, der sein Arbeitskabinet von seinem Schlafzimmer schied. Dieser Corridor stand voller Leute aus dem Volke, die, nachdem sie den Verwundeten begleitet hatten, die Gelegenheit benutzen wollten, sei es aus Theilnahme, sei es aus Neugierde, um der Operation beizuwohnen.

Ein Umstand fiel Danton besonders auf, nämlich die stummen Begrüßungen und Erkennungszeichen, welche mehrere dieser, jedenfalls zu geheimen Gesellschaften gehörigen Leute, mit Marat austauschten.

Ganz gegen Erwartung und zu ihrem großen Verdrusse wurden sie aber von den Stallleuten des Prinzen ziemlich barsch fortgewiesen.

Bevor sie aber gingen, gaben Sie Marat noch einige bedeutungsvolle Zeichen.

Dieser war in sein Schlafzimmer getreten und fing sogleich an, ohne nur einen Blick auf den Verwundeten zu werfen, seine Instrumente, unter denen das Amputirmesser und die Säge eine Hauptstelle einnahmen, auf einem Tische zurecht zu legen.

Aber alles dies mit jener grausamen Feierlichkeit des Chirurgen, der seine Kunst liebt, nicht weil sie heilt, sondern weil sie zerstört.

Während dem hatte sich Danton dem Bett genähert, auf dem der Verwundete, mit geschlossenen Augen in einem Zustande halber Betäubung da lag.

„Mein Herr,“ sprach er sanft, „Ihre Wunde wird ohne Zweifel eine, wenn nicht gefährliche, doch schmerzhafte Operation nöthig machen; haben Sie irgend Jemand in Paris, den Sie zu sehen wünschen, oder den

Ihr Außenbleiben beunruhigen könnte? Ich erbiete mich, dem Betreffenden einen Brief zukommen zu lassen."

Der junge Mensch öffnete mühsam die Augen.

„Meine Mutter," lispelte er schwach.

„Nun denn, verfügen Sie ganz über mich. Wollen Sie mir ihre Adresse angeben? Ich werde ihr schreiben, wenn Sie es nicht können, oder wenn Sie es wünschen, will ich sie herholen lassen."

„Ach, mein Herr, Sie sind sehr freundlich; aber ich muß ihr selbst schreiben; ich hoffe, ich werde die Kraft dazu haben. Nur bitte ich, daß Sie mir einen Bleistift statt einer Feder geben."

Danton zog seine Schreibtafel hervor, riß ein Blatt Papier heraus, den Bleistift, und hielt Beides dem Kranken hin.

„Hier, mein Herr, schreiben Sie," sagte er.

Der junge Mensch nahm Beides, und von Danton unterstützt schrieb er mit höchster Anstrengung einige Zeilen, wobei er vor Schmerz die Zähne fest aufeinander biß, um nicht laut zu schreien, und ihm der Schweiß über die Stirne floß.

Diese Arbeit, so geringfügig sie an sich war, hatte seine Kräfte erschöpft, so daß er fast ohnmächtig auf das Kopfkissen zurücksank.

Marat hörte den Seufzer, oder vielmehr das Aechzen, und näherte sich auch dem Bett.

„Nun," sagte er, „was haben wir hier zu thun?"

Der junge Mensch schlug bei dieser fremden Stimme die Augen wieder auf und machte bei seinem Anblick eine

krampfhafte Bewegung, als wolle er das verwundete Bein von ihm wegrücken.

In der That war Marats Anblick keineswegs Vertrauen erweckend; in seinem Nachtcostüm, das Schnupftuch fast bis auf die Augen herab um den Kopf gebunden, seine schiefe Nase, seine hervortretenden, stechenden Augen, sein frecher Mund, machten auf Christian einen nichts weniger als angenehmen Eindruck.

„Ich bin verwundet,“ sagte er zu sich selbst; „ich hätte Nichts dagegen gehabt erschossen zu werden, aber ein Krüppel möchte ich doch nicht gern werden.“

Dieser letztere Gedanke ward ihm plötzlich so schreckhaft, daß er mit einer unwillkührlichen Bewegung Marats Hand zurückhielt, der sich eben bereitete, die Wunde zu untersuchen.

„Verzeihung, mein Herr,“ sprach Christian mit sanfter und ruhiger Stimme, „ich leide unsäglich, dennoch möchte ich mich Ihrer Heilkunst nicht in blinder Verzweiflung hingeben. Ich bitte Sie demnach, keine Operation vorzunehmen, bevor Sie nicht eine Consultation gehalten und mir deren Ausspruch mitgetheilt haben, damit auch ich erst einen Entschluß fassen könne.“

Marat hob rasch den Kopf; beim Anblick dieses schönen, jugendlichen Gesichts, auf dem Adel und Seelengüte deutlich ausgeprägt waren, dieser klaren, wohlwollenden Augen, blieb er unbeweglich, wie von einer plötzlichen Ueberraschung betroffen.

Es war deutlich, daß Marat den jungen Menschen nicht zum ersten Male sah, und daß sein Anblick

irgend eine Erinnerung in ihm weckte, von der er sich in diesem Augenblicke nicht Rechenschaft zu geben vermochte.

„Sie haben mich verstanden, mein Herr?" fuhr Christian fort, der diese Zögerung des Wundarztes für das schlimmste aller Symptome hielt, für die Unruhe der Unwissenheit.

„Ja, ich habe Sie verstanden, junger Herr," erwiderte Marat mit fast zitternder Stimme; „aber Sie werden hoffentlich nicht voraussetzen, daß ich Ihnen absichtlich Leid zufügen will?"

Auch Christian ward seinerseits betroffen von dem Widerspruche, der in diesem häßlichen Gesicht und diesen wohlwollenden, mit sanfter Stimme gesprochenen Worten lag.

„Was ist das für ein Instrument, mein Herr?" frug er, auf das Instrument zeigend, das Marat in der Hand hielt.

„Das ist eine Sonde, mein Herr," versetzte Marat, fast schüchtern und mit gerührtem Blick.

„Ich glaubte, daß dieses Instrument gewöhnlich von Silber sei?"

„Sie haben Recht, mein Herr," sprach Marat, raffte die auf dem Tische ausgebreiteten Instrumente zusammen, steckte sie in den Lederbeutel, und verließ rasch das Zimmer. Eine Minute darauf kehrte er mit einem reichen Necessair zurück, in welchem ein vollständiges chirurgisches Besteck von vorzüglichster Arbeit geordnet war. Es war ein Geschenk des Grafen von Artois, für ein ihm von Marat dedicirtes Buch.

Marat näherte sich zum zweiten Male dem Bette des Verwundeten, diesmal aber mit einer silbernen Sonde in der Hand.

„Mein Herr,“ hob Christian wieder an, trotz Marats Willfährigkeit, die stählerne Sonde mit einer silbernen zu vertauschen, noch immer nicht ganz beruhigt, „ich habe Ihnen von einer Consultation gesprochen; ich verstehe darunter nicht Ihre eigene Meinung, deren Werth und Richtigkeit ich nicht im mindesten bezweifle, sondern die Berathung mit zweien Ihrer Collegen von anerkanntem Ruf.“

„Ach, ja, es ist wahr!“ sprach Marat mit einem Ausdruck von Bitterkeit, den er nicht zu unterdrücken vermochte, „ich habe ja noch keinen Namen, noch keinen Ruf, ich habe nur mein Talent!“

„Nochmals, mein Herr,“ versetzte Christian, „es fällt mir durchaus nicht ein, Ihr Talent und Ihre Kenntnisse in Zweifel zu ziehen; allein bei einer so bedeutenden Wunde, wie die meinige zu sein scheint, dürften denn doch drei Meinungen besser sein, wie eine einzige.“

„Es sei so wie Sie wünschen, mein Herr; wir haben im Faubourg Saint-Honoré den Doktor Louis, und in der Rue-Neuve-du-Luxembourg den Doktor Guillotin; das sind die beiden nächsten, die ich kenne. Erscheinen Ihnen diese beiden Namen als eine hinreichende Bürgschaft?“

„Beide sind als ausgezeichnete Männer gekannt und geachtet.“

„So werde ich sie herbeirufen lassen.“

„Ja, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollen.“

„Wie aber, wenn sie anderer Meinung sind als ich?“ sprach Marat; „sehen Sie sich wohl vor.“

„So werden Sie doch zu Drei sein, und die Stimmenmehrheit wird dann entscheiden.“

„Ich schicke sogleich, mein Herr.“

Und sanft und gehorsam sich dem Willen des Patienten fügend, der einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien, ging Marat an die Thüre, rief einen Reitknecht herbei, beschrieb ihm die Adresse der beiden genannten Aerzte, und empfahl ihm auf das Dringendste, nicht ohne sie wiederzukommen.

„Und nun, mein Herr,“ wendete er sich dann wieder zu dem jungen Menschen, „nun Sie die Beruhigung haben, daß keinerlei Operation vor stattgehabter Consultation vorgenommen werden wird, wollen Sie mir wenigstens verstatten, Ihre Wunde zu untersuchen und einen vorläufigen Verband anzulegen.“

„Handeln Sie ganz nach Ihrer Einsicht, mein Herr.“

„Albertine, schnell, frisches Wasser und Compressen!“ rief Marat zur Thüre hinaus, plötzlich wieder ganz eifrig und regsam geworden.

Dann kehrte er an Christians Bett zurück.

„Muth, mein Herr, Muth!“ sprach er, „ich werde jetzt die Wunde untersuchen.“

„Ist das sehr schmerzhaft?“

„Ich werde mit aller Vorsicht verfahren, und darf mich auch wohl einer sehr leichten Hand rühmen; den-

noch dürfte die Operation ohne Schmerzen nicht möglich sein."

Statt aller Antwort rückte Christian sein Bein zurecht.

„Vor allen Dingen, mein Herr," sagte er noch, „verbergen Sie mir Nichts."

Marat neigte sich bejahend und fing dann die Operation an.

Als er die Sonde in die Wunde einbrachte, die sich augenblicklich mit einem röthlichen Schaume bedeckte, ward Christian bleich, weniger aber noch als der Chirurgus.

„Sie schreien nicht?" rief Marat; „schreien Sie, schreien Sie, ich bitte Sie darum!"

„Weswegen?" stöhnte Christian.

„Weil Ihnen das Erleichterung verschaffen wird, und weil ich, wenn ich Sie nicht schreien höre, denken muß, daß Sie vielleicht noch mehr leiden, als dies wirklich der Fall ist."

„Warum soll ich schreien, da Sie Ihr Möglichstes thun, und Ihre Hand allerdings leichter ist, als ich es hoffte. Befürchten Sie also Nichts, mein Herr, sondern fahren Sie fort."

Zugleich aber brachte der junge Mann sein Schnupftuch an den Mund und biß krampfhaft mit den Zähnen darauf.

Die Operation währte kaum eine Minute.

Dann zog Marat mit bedenklichem Gesicht die Sonde langsam wieder aus der Wunde und legte eine Compresse mit kaltem Wasser angefeuchtet darauf.

„Nun?" frug Christian.

„Nun,“ sprach Marat ernst, „Sie haben eine Consultation gewünscht, und meine beiden Collegen müssen alsbald eintreffen; so lange erlauben Sie, daß ich meinen Ausspruch noch zurückhalte.“

„So warten wir,“ rief der junge Mann, den bleichen Kopf in die Kissen zurückfallen lassend.

XIX.

Die Consultation.

Man brauchte nicht lange zu warten; Doktor Louis kam nach zehn Minuten, und Doktor Guillotin nach einer Viertelstunde.

Christian begrüßte die beiden Aerzte mit sanftem und traurigem Lächeln.

„Meine Herren," sprach er mit Mühe, „ich habe so eben eine schwere Verwundung erhalten, und da ich Page bei Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Grafen von Artois bin, so habe ich mich gleich hierher schaffen lassen, wo ich wußte, daß ich einen Chrirurgus finden würde. Bei allem Vertrauen jedoch, das ich in die Kenntnisse und Geschicklichkeit dieses Herrn setze, wünschte, ich aber doch auch Ihre Meinung zu wissen, bevor zu irgend einer Operation geschritten wird."

Guillotin und Marat begrüßten sich als Bekannte, während Louis und Marat sich nur als Fremde begrüßten.

„Vor allen Dingen handelt es sich darum, erst die Wunde zu untersuchen," hob Guillotin an.

„Reichen Sie mir Ihre Sonde, mein Herr," sprach Doktor Louis.

Ein Todesschauer rieselte bei dem Gedanken durch die Adern des jungen Mannes, daß er die kaum überstandene Qual noch einmal ausstehen müsse, und diesmal von der zitternden Hand eines Greises.

„Das wird nicht nöthig sein," rief Marat lebhaft; „ich habe die Wunde so eben erst untersucht, und kann Ihnen jede beliebige Auskunft über den Befund, so wie über den Weg, den die Kugel genommen hat, ertheilen."

„Nun, so gehen wir ins Nebenzimmer," sagte Doktor Louis.

„Wozu, meine Herren?" frug Christian; „damit ich nicht höre, was Sie sagen werden?"

„Um Sie nicht ohne Noth durch Ausdrücke zu beunruhigen, mein Herr, denen Ihre aufgeregte Phantasie vielleicht eine andere Bedeutung beilegen könnte, als sie in der That haben," sagte Louis.

„Gleichviel, meine Herren," versetzte Christian, „ich bitte darum, daß Sie Ihre Consultation in meinem Beisein halten."

„Und er hat Recht," sagte Marat; „auch ich wünsche es."

„So sei es," sprach Doktor Louis.

Dann fuhr er auf Lateinisch fort:

„Wie ist der Zustand der Wunde?"

Marat antwortete in derselben Sprache, aber lächelnd und bleich.

„Meine Herren," sagte Christian, „ich muß Ihnen bemerklich machen, daß das Lateinische, so zu sagen, meine Muttersprache ist; ich bin ein Pole; wenn Sie also durchaus für nöthig befinden, daß ich Ihre Dissertation nicht verstehe, so muß ich Sie bitten, sich einer anderen Sprache zu bedienen. Nur weiß ich nicht zu sagen, welcher, da ich so ziemlich alle Sprachen kenne, deren Sie sich bedienen könnten."

„Sprechen wir also französisch," sagte Guillotin; „zudem scheint mir der junge Mann muthig und entschlossen zu sein."

Und, zu Marat gewendet, fuhr er fort:

„Sprechen Sie, College, wir hören."

Aber Christians Worte: ich bin ein Pole, — hatten auf diesen einen so wunderbaren Eindruck gemacht, daß er kaum sprechen konnte.

Er trocknete den Schweiß von seiner Stirn, blickte den jungen Mann mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Angst und Betroffenheit an, schüttelte dann den Kopf, als wolle er einen Gedanken, der sich ihm unwillkührlich aufdrängte, von sich weisen, und hob dann an:

„Meine Herren, wie Sie sehen, ist die Kugel im oberen Dritttheil des Schenkels eingedrungen; sie hat den Knochen verletzt und sich, da sie ihn an seinem äußersten Punkte getroffen, mit einer geringen Abweichung zwischen dem Knochen und den Muskeln festgesetzt. Ich habe sie deutlich mit der Sonde gefühlt."

„Ein schwerer Fall!" murmelte Doktor Louis.

„Ein sehr schwerer!" wiederholte Guillotin.

„Leider, ein sehr schwerer!" schloß Marat.

„Sind Knochensplitter vorhanden?“ frug Guillotin.

„Ja; ich habe deren zwei mit der Sonde herausgebracht.“

„Ein recht schlimmer Fall!“ sagte Louis noch einmal.

„Uebrigens,“ fügte Marat schnell hinzu, „keine innere Blutergießung, so viel man es beurtheilen kann, und mithin keine Verletzung der Hauptgefäße; was die Schenkelarterie betrifft, so war sie schon, vermöge ihrer Lage, außer dem Bereich der Kugel, da diese von der inneren nach der äußeren Seite in den Schenkel gedrungen ist.“

„Sobald der Knochen zerschmettert ist —?“ sagte Doktor Louis seinen Collegen bedenklich anblickend.

„Dann, freilich, bleibt nur die Amputation!“ ergänzte dieser.

Marat ward leichenblaß.

„Verzeihung, Doktor,“ rief er, „aber überlegen Sie wohl: bei einer einfachen Verletzung ist der Entschluß ein fürchterlicher!“

„Auch ich halte die Amputation für unvermeidlich,“ sagte Louis.

„Und warum?“ frug Marat. „Ich bin bereit, Ihre Gründe mit alle der Hochachtung anzuhören, die ich dem geehrten Verfasser der: Abhandlung über Schußwunden schuldig bin.“

„Warum?“ sprach Louis mit einer höflichen Geberde; „weil, erstens, in wenigen Tagen eine heftige Entzündung eintreten wird; diese Entzündung wird eine große Anspannung der Fleischtheile verursachen, demgemäß eine Einschnürung der Blutgefäße; der Patient ist

jung, gesund, kräftig, die Durchschneidung der eingeschnürten Theile wird zu Nichts mehr helfen, und der Brand hinzutreten. Zweitens wird die Entzündung die Knochensplitter zurückhalten; sie werden die Nervenfasern reizen, unerträgliche Schmerzen verursachen und am Ende den Tetanus*) herbeiführen; man wird also das Glied nicht retten können, und den Patienten obenein tödten. Endlich, Drittens, angenommen es wäre möglich, dem Brande und dem Tetanus vorzubeugen — obschon ich nicht einsehe wie? — so wird eine Eiterung eintreten, die den Patienten im höchsten Grade erschöpfen muß, und wenn Sie dann doch genöthigt sind zur Amputation zu schreiten, wird er während der Operation sterben. Das ist meine Meinung."

„Ich stelle sie keineswegs in Abrede," erwiderte Marat; „Alles, was Sie sagen, ist sehr wahr, scheint mir aber doch noch nicht genügend, um sogleich zur Amputation zu schreiten. Sie haben jetzt den allerschlimmsten Fall aufgestellt, Doktor, und mögen Ihrerseits ganz recht haben; ich, meinerseits, kann aber die Wunde noch nicht für so verzweifelt erkennen."

„Wie aber wollen Sie der Entzündung vorbeugen? Wie wollen Sie die Einschnürung verhüten?"

„Allerdings nicht, indem ich die eingeschnürten Theile zerschneide, denn das hieße der vorhandenen Wunde noch eine neue hinzufügen, und die Entzündung vermehren, statt sie zu vermindern."

„Und doch stütze ich meine Meinung auf den Ausspruch des Doktors James Bell," sagte Louis.

---

*) Starrkrampf.

„Es ist aber nicht der Hunters,“ entgegnete Marat.

„Nun, so lassen Sie Ihre Meinung hören — nur bitte ich Sie nochmals, zu berücksichtigen, daß wir es hier mit einem jungen, vollsäftigen Individuum zu thun haben!“

„So müssen wir ihm Blut lassen.“

„Das mag für die allgemeine Entzündung gut sein; was machen Sie aber mit der örtlichen?“

„Ich denke ein — wenn ich so sagen soll — antiphlogistisches Verfahren anzuwenden.“

„Sie meinen, mit kaltem Wasser?“

„Ich habe schon mehrmals glänzende Erfolge damit erreicht.“

„Und die Knochensplitter?“

„Um die kümmere ich mich vor der Hand nicht; je nachdem sie nach und nach zum Vorschein kommen, werden wir sie wegnehmen — wohlverstanden, wenn wir es ohne Gefahr für den Patienten thun können.“

„Aber, die Kugel! die Kugel!“ versetzte Louis.

„Ja,“ meinte Guillotin, der der ganzen Verhandlung mit gespanntem Interesse gefolgt war, „diese müssen wir denn doch auf alle Fälle herausziehen!“

„Sie wird von selbst kommen.“

„Oho! wie das?“

„Die Eiterung wird sie ausstoßen.“

„Aber Sie wissen doch wohl,“ sagte Louis, „daß man unmöglich einen fremden Körper in der Wunde lassen kann?“

„Je nachdem die Wunde ist; und zudem ist ein fremder Körper, besonders wenn er aus Blei besteht, nicht unbedingt tödtlich.“

„Aber wo haben Sie denn das schon gesehen?“ rief Louis.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen, was mir selbst in Polen begegnet ist,“ sagte Marat. „Ich jagte eines Tages — ich war all mein Lebtag ein schlechter Jäger; übrigens ist die Jagd ein grausames Vergnügen, und ich bin vor allen Dingen menschlich.“

Die beiden Aerzte machten eine leichte Verbeugung.

„Nun also,“ fuhr Marat fort, „eines Tages, wo ich auf der Jagd war, sah ich einen großen Hund für einen Wolf an, und schickte ihm drei Rehposten ins Fell; die eine ging in den Lendenmuskel; die zweite plattete sich auf der Schulterhöhe ab, und die dritte zerschmetterte dem armen Thiere eine Rippe. Diese letztere konnte ich mit leichter Mühe herausziehen, die zweite kam nach Verlauf von zehn Tagen von selbst heraus, und die letzte blieb im Fleische stecken, ohne den mindesten Schaden zu verursachen. Nun denn: warum sollte die Natur, die bei allen Säugethieren dieselbe ist, nicht beim Menschen ermöglichen, was sie beim Hunde ermöglicht hat?“

Doktor Louis blieb einige Zeit nachdenkend.

„Sehen Sie sich vor!“ rief er plötzlich; „was Sie da eben aufgestellt haben ist nur eine persönliche Wahrnehmung, ein vereinzelter Fall; allerdings ein sehr bemerkenswerther, interessanter, allein die Wissenschaft darf sich nicht auf dergleichen exceptionelle Fälle stützen. Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß Sie das Leben Ihres Patienten aufs Spiel setzen, wenn Sie eine Theorie in Anwendung bringen, die allen chirurgi-

schen Erfahrungen, von Ambroise Paré bis auf J. L. Petit widerstreitet."

Marat verneigte sich mit kalter Ruhe.

Doktor Louis fuhr fort ihn zu bekämpfen.

„Ich nehme die Verantwortlichkeit auf mich," sagte endlich Marat.

„Sehen Sie sich vor! sehen Sie sich vor! sage ich nochmals. Die Chirurgie beginnt erst seit Kurzem sich zu heben; die Chirurgen, die Barbiere und Bartkratzer von gestern, fühlen heute die Nothwendigkeit, ihren Beruf zu Ehren zu bringen, und das Mittel dazu ist keineswegs tollkühn zu wagen, sondern mit dem Leben der Individuen zu geizen, sie zu heilen.

„Mein Herr," sagte Marat gelassen, „ich erkenne die Richtigkeit Ihrer Argumente, ich achte Ihre menschenfreundliche Meinung; allein es will mich fast bedünken, daß Sie den Respect vor der Professorenmütze und der Robe etwas allzuweit treiben; was mich wenigstens betrifft, so stelle ich das Gewissen noch über das Herkommen."

„Und wenn nun der Mann stirbt was wird dann mit Ihrem Gewissen, wenn Sie sich sagen müssen, daß Sie allen wissenschaftlichen Ueberlieferungen, allen bis jetzt als unumstößliches Gesetz aufgestellten Erfahrungslehren zuwider gehandelt haben?"

„Ich bin so frei, Ihnen darauf zu erwidern, daß es, meiner Ansicht nach, zwei Gesetze giebt, die denen der Erfahrung vorgehen: das Gesetz der Menschlichkeit, und das Gesetz des Fortschrittes. Die Chirurgie hat wohl nicht allein die Bestimmung, schöne Operationen zu machen, wie ihre Benennung es schon ausspricht:

Hilfe der Hand. Die Hand sei also der Helfer, und das Bistouri nur das Medicament. Ich leugne Ihnen keineswegs, daß mein Verfahren ein kühnes ist; allein, nochmals, ich nehme die Verantwortlichkeit ganz allein auf mich. Sie müssen schon verzeihen, Doktor, allein es giebt Etwas, das die Häßlichkeit meiner Augen wieder compensirt, und das ist ihre Schärfe. Und so sehe ich schon den Tag voraus, wo die Chirurgie einen unermeßlichen Fortschritt gemacht haben wird: Die Chirurgie, welche Glieder abnimmt, ist ohne Zweifel eine Kunst; aber die Chirurgie, welche heilt, ist eine Wissenschaft."

„Ich würde Ihre Hartnäckigkeit begreifen, Herr Marat," versetzte Louis, der sich immer noch nicht für besiegt erkennen wollte, „wenn die Wunde am Arme wäre; aber eine Schußwunde in dem fleischigsten Theile des Schenkels — !"

„Ich nehme die Verantwortlichkeit ganz allein auf mich!" sprach Marat zum dritten Male.

Auf dieses Wort, das allen ärztlichen und wundärztlichen Consultationen ein Ende machte, verneigten sich die beiden Doktoren, und Guillotin reichte Marat mit wahrer Sympathie die Hand.

„Möge es Ihnen gelingen!" sagte er; „ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen einen glücklichen Erfolg!"

„Auch ich, aber ich zweifle daran," fügte Louis hinzu.

„Und ich stehe dafür!" bekräftigte Marat.

Er begleitete die beiden Herren bis an die Thüre, die zum Abschiede wiederholten, daß sie die ganze Ver=

antwortlichkeit ihrem geschätzten Collegen, dem Stallarzte Seiner Königl. Hoheit, des Herrn Grafen von Artois, aufbürdeten.

Diese lange Discussion hatte die Lebenskraft Christians gehoben, statt ihn niederzuschlagen; als Marat wieder an sein Bett trat, glänzten ihm seine Augen in fieberhaftem Feuer entgegen, und er streckte mit einem Ergusse von Dankbarkeit seine beiden Hände hin.

Marat empfahl ihm Ruhe.

„Mein Herr," sprach der junge Mann, „empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die Art, wie Sie mein armes Bein vertheidigt haben. Wenn ich es behalte, so danke ich das Ihnen allein, und werde Ihnen mein ganzes Leben dafür verpflichtet bleiben. Wenn aber die Zufälle, welche jene Herren befürchteten, wirklich eintreten und meinen Tod herbeiführen sollten, nun denn! so werde ich dennoch mit der Ueberzeugung sterben, daß Sie Alles zu meiner Rettung gethan haben, was irgend in Ihren Kräften stand!"

Marat faßte die beiden Hände des jungen Mannes mit so bemerklichem Zittern, daß dieser ihn erstaunt ansah; sein Blick schien gleichsam nach der Ursache dieser Erregtheit zu forschen, die bei Aerzten nicht häufig ist, und zumal bei Aerzten solchen Schlages, wie Marat einer war.

„Mein Herr," sprach Marat endlich, „sagten Sie mir nicht, daß Sie ein Pole wären?"

„Ja, mein Herr."

„Wo sind Sie geboren?"

„In Warschau."

„Und — wie alt sind Sie?"

„Siebzehn Jahr.“

Marat schloß die Augen und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie ein Mann, der mit einer Anwandlung von Ohnmacht kämpft.

„Lebt — lebt Ihr Vater noch?“

Marats Augen hefteten sich dabei so starr auf Christians Lippen, als wollte er die Antwort, die nun erfolgen sollte, im Voraus, von ihnen ablesen — —

„Nein, mein Herr; mein Vater starb schon vor meiner Geburt; ich habe ihn nie gekannt — habe nie erfahren, wer er war.“

Es war Marat plötzlich, als ob die ganze Welt sich vor ihm im Ringe drehe; noch eine Minute blieb er in tiefem Nachdenken versunken, dann aber raffte er sich gewaltsam auf, und ging mit sichtlichem Eifer an sein Werk.

Zuerst reichte er Christian ein aromatisches Getränk, um den Krämpfen und der Erstarrung der Nerven vorzubeugen; dann richtete er selbst einen eigenthümlichen Apparat her, mit dessen Hilfe er die Entzündung und den Tetanus zugleich zu bekämpfen hoffte: es war eine Art von Wasservase mit einem Hahne daran, die er an der Wand über dem Bett befestigte, und aus welcher durch einen Strohhalm das Eiswasser tropfenweise auf die, mit einer einfachen Compresse bedeckte Wunde herabträufelte.

Der junge Mann sah mit einem, mit Dankbarkeit gemischtem Staunen Marats Treiben zu. Es war sichtlich, daß dieser Eifer, diese fast zärtliche Sorgfalt nicht in Marats Gewohnheit lag. Der Gegenstand der-

selben mußte einen ganz besonderen geheimen Werth für ihn haben.

„Um die Kugel kümmern Sie sich *also* demnach weiter nicht, mein Herr?“ frug der *junge Mann.*

„Nein,“ sagte Marat, „besser wir lassen sie wo sie ist, da sie den Knochen weiter nicht belästigt, als durch deren Aufsuchen und Herausziehen neue Zufälle zu veranlassen, die leicht sehr gefährlich werden könnten, wie z. B. das Zerstören eines jener wohlthätigen Blutklümpchens, welches die gute Mutter Natur, dieser beste und weiseste aller Aerzte, gewiß bald bilden wird. Von zwei Dingen eines: entweder die Kugel wird sich durch ihre eigene Schwere senken, und dann haben wir eines schönen Tages weiter Nichts zu thun, als einen Einschnitt zu machen, um sie herauszunehmen, was eine sehr leichte Sache sein wird.“

„Sei es; machen Sie es; wie Sie es für das Beste halten; ich übergebe mich Ihnen blindlings.“

Marat schien neu aufzuathmen.

„Sie mißtrauen mir also nicht mehr?“ sprach er mit fast liebevollem Lächeln.

Der junge Mann machte eine Bewegung.

„Nein, nein,“ rief Marat, „leugnen Sie es nicht; noch vor wenigen Minuten hatten Sie nicht die beste Meinung von mir.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr; ich kannte Sie noch gar nicht, und ohne an Ihrem Talente zweifeln zu wollen — “

„Freilich, freilich,“ sprach Marat halb zu sich selbst, „da Sie mich noch gar nicht kannten, so konnte Sie mein Aeußeres freilich nicht sehr beruhigen, denn

man sagt, daß ich sehr häßlich bin, und wenn ich mich selbst im Spiegel betrachte, so muß ich gestehen, daß die Leute, die das sagen, nicht unrecht haben. Mein Costüm hat ebenfalls nichts Empfehlendes, und eben so wenig mein Ruf — denn ich habe noch gar keinen. Und doch haben Sie gesehen, daß ich ein Bein tapfer gegen Die zu vertheidigen weiß, die es durchaus abnehmen wollen. Und doch —“ schloß er mit einem leisen Anfluge von Schwermuth, die eben nur solchen Organisationen voller Gegensätzen und Widersprüchen eigen ist, „doch habe ich mehr gesehen, mehr gelernt, mehr gearbeitet, wie sie Alle! — Was ist es also, mein Herr, was Ihnen in Bezug auf mich eine so plötzliche Beruhigung eingeflößt hat?“

„Nun denn, es ist Ihr verändertes Benehmen gegen mich; diese furchtbare Rauheit, die sich mit einem Male in sanftes Wohlwollen umgewandelt hat. Als ich Sie hier eintreten sah, die schrecklichen Instrumente in Ihrer Hand klirren hörte, da fühlte ich mich versucht, Sie eher für einen Fleischer, als einen Wundarzt zu halten. Jetzt, im Gegentheil, sind Sie mit fast weiblicher Sorgfalt um mich bemüht, und in diesem Augenblick sehen Sie mich an, wie ein Vater sein Kind ansehen würde. Demjenigen, den man so ansieht, will man gewiß keine unnöthigen Leiden verursachen.“

Marat wendete sich schnell ab.

Was war es denn, was dieses verbitterte, menschenfeindliche Herz zu verbergen suchte?

Schämte sich ein Marat einer besseren Regung, wie sich ein Anderer eines schlechten Gedankens geschämt haben würde?

Oder ging auf dem Grunde seiner düsteren Seele etwas vor, das er sich aus falscher Schaam selbst verhehlen wollte?

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch im Corridor vernehmen, als ob eine Person athemlos herbeieilte, und eine Frauenstimme rief schluchzend:

„Mein Sohn! mein Christian! Wo ist er? wo?"

„Meine Mutter!" rief der junge Mann, sich mit äußerster Anstrengung halb aufrichtend, und beide Arme nach der Thüre ausstreckend.

Die Thüre ward aufgerissen und — die Mutter lag am Herzen des Sohnes!

Zugleich erschien die herkulische Gestalt Dantons im Eingange, wie in einem Rahmen, der zu enge für ihn war.

Seine Blicke suchten Marat, der sich bei dem Erscheinen dieser Frau, beim ersten Ton ihrer Stimme, in die dunkelste Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg

L. Rellstab's Beurtheilung „Fritz Stillings"
von Ph. Galen.

Die Königl. priv. Berliner (Vossische) Zeitung vom 8. September enthält, nach vorangegangener Besprechung des Romans: „Nach der Fluth" von Bernd von Gusek 4 Bde. das Nachstehende:

Der zweite Roman in vier Bänden ist der Feder eines Autors entsprungen, den wir nur nennen dürfen, um die lebhafteste Theilnahme der Leser für ihn zu wecken. Es ist Philipp Galen, der Verfasser des Irren von St. James, dieses mit so seltener als verdienter Gunst aufgenommenen Romans, der uns hier mit einer in vielem Betracht noch werthvolleren Arbeit „Fritz Stilling" beschenkt. Das Werk darf nicht ganz von dem Standpunkt des Romans betrachtet werden, da es wesentlich auch den Charakter von Memoiren trägt, Biographisches und Zeitgeschichtliches einmischt. Dickens Copperfield dürfte dem Verfasser als Muster für die Form vorgeschwebt haben. Was den Inhalt seines Buches anlangt, so ist er ganz selbstständig geblieben. Gleich die ersten Kapitel, mit reizender Anspruchlosigkeit geschrieben, fesseln Herz und Geist. In der That wendet sich der Autor mit einer Sicherheit und Feinheit zu dem Gemüth des Lesers, wie Wenige sie ausüben, ohne daß dabei der Geist vernachläßigt würde. — Das heitere Element steht ihm so zu Gebot wie das ernste. Er giebt uns Scenen, z. B. die Humgerdinkische Chirurgen- und Barbier-Anstalt in Amsterdam mit ihren herrlichen Figuren, die uns in der steten Wohlthat des inneren Gelächters erhalten; dagegen andere von rührender Hoheit, wie z. B. der Tod der Zwillings-

brüder van Hees. Es ist ihm aber die seltene Gabe geworden, uns zumeist durch Schilderung glücklicher Menschen und Zustände zu bewegen; er preßt nirgend Thränen, aber sie werden oft gelockt, auf die wohlthuendste Weise, durch die freudige Herzensbewegung. — Die Schlußbände des Werkes sagen uns nicht ganz so zu, wie die des Anfangs. Wo er auf das Leben selbst fußt, berührt er uns mit sicherster Wirkung. Die Einflechtung vieler bekannten wissenschaftlichen und künstlerischen Persönlichkeiten aus den letzten Jahrzehenden, z. B. die berühmten chirurgischen Veteranen Mursinna und Görcke, die der Künstler Ludwig Devrient, Seydelmann, Maria von Weber, mag für Viele, so wie die Benutzung der Lokalitäten Berlins, ein eigenes Interesse erwecken. Uns schien dies die schwächere Seite des Werkes, wenn gleich auch hier viel des Guten, ja des Trefflichen sich findet — Vor allem aber ist der Verfasser zu rühmen, und sein Buch wird sich dadurch in größerer Tragweite Bahn brechen, darüber, wie ernst, klar, würdig er das Wort nimmt in den größten Angelegenheiten des Menschen, in denen der Religion. Wie entschlossen und erfolgreich er die Mißbräuche auf diesem Gebiete, den Trug und Lug bekämpft, der durch Heuchelei, Schlauheit, Dünkel und Herrschsucht gerade jetzt Tausende von arglistigen Geweben knüpft, die die Freiheit des Einzelnen wie die des Geistes im Ganzen anfeinden, und die der ersten oft gefährlich werden können, wenn sie auch die letztere nur ohnmächtig bedrohen. — Alle Leser des Irren von St. James werden, dies dürfen wir ihnen versprechen, mit erneutem Dank Leser des biographischen Romans Fritz Stilling werden.

L. Rellstab.